

Signale

Neue-Zeitung-Beilage
für Literatur und Kunst

17. Jahrgang Nr. 1
15. Dezember 2000

Ein Instrument braucht Resonanz- boden

War es der herbstliche Sonnenschein, die Atmosphäre der historischen Kellerreihen, waren es die modernen Kunstwerke im Künstlersteinbruch oder war es der gute Tropfen hoch oben auf dem Weinberg? Jedenfalls wurden die Teilnehmer des diesjährigen Werkstattgesprächs des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler in der Weinstadt Willand/Villány zu fruchtbringenden Diskussionen angeregt. Die Lücke, die der Tod von Engelbert Rittinger riß, war zwar schmerzhaft da, seine geist- und kenntnisreichen Bemerkungen, Beispiele, treffenden Aussagen fehlten sehr. Dafür machte sich die jüngere Generation Gedanken über den Auftrag der ungarndeutschen Autoren, über die Rolle der Sprache, der Dichtung. Für Robert Hecker ist der Dichter „Sauerteig im großen Mehl“, der auch ethisch-moralische Fragen behandelt. Josef Michaelis meint, die kleine Schar der Autoren wird nicht nur durch die Liebe zur deutschen Sprache, sondern auch durch etwas mehr zusammengehalten. Christina Arnold braucht Lob und optimistischen Ansporn, Stefan

(Fortsetzung auf Seite 16)



Gedichte und Gedanken

*Sind wir selber uns beständig,
bleibt die Kraft des Worts
lebendig.*

Hermann Kasack

Folge unablässiger Assimilation und zwangvoller Vertreibung ist der allgemein beklagenswert schwächliche Sprachzustand der deutschen Sprachminderheit in Ungarn. Ihm wandte sich der im Juni verstorbene Engelbert Rittinger 1973 in seinem weithin bekannten Gedicht „Ich nahm die Feder...“ zu und löste damit selbstkritische Nachdenklichkeit über die Ursachen des Sprachbildungsnotstands aus. Jenen Text begleitete die Hoffnung, mit Fleiß, Beharrlichkeit und Mühsal das Verlorene niveauvoll wiederzuerlangen. Erfüllte sich seine Zuversicht? Darauf werden unterschiedliche Antworten gegeben, die beiden folgenden erfassen ihre Aktualität auf literarische Weise.

Aus ihrer absichtsvollen Zersplitterung wuchs in den folgenden Jahrzehnten eine beachtenswerte Literatur heraus. Dies war und ist weniger ein Wunder als das Ergebnis beständiger Anstrengungen der nimmermüden sprachfördernden Autorengruppe. In ihrer Gesamtheit wird sie nicht selten regionalliterarischer Daseinsenge zugeordnet oder gar übersehen, manche Wertungen ihrer Einzelleistungen kommen der sprachlich-literarischen Profilgebung kaum nahe genug, um sie in ihrer Besonderheit, ihrem Bezug nach innen und außen und ihrer die Regionalgrenzen überschreitenden Weite und Tiefe wirk-

lich auszuloten. Einzelne Arbeiten, lyrische Texte jüngster Zeit, belegen zum wiederholten Male das Verlassen der einen und das Erreichen der anderen Wegmarke.

Josef Michaelis (1955) und Robert Becker (1970) zählen mit ihren Lyrik- und Prosaarbeiten zu den das Antlitz der gegenwärtigen ungarndeutschen Literatur prägenden Autoren. Ihrer beider Gemeinsamkeit liegt viel tiefer als die äußere Nähe ihrer Geburtsorte (Schomberg/Surgetin) und die innere Bindung an die weinfreundlich milde Landschaft der Schwäbischen Türkei. Sie verbindet die weittragende Liebe zur deutschen Muttersprache und der ungetrübt kritische Blick auf eine sich verändernde Gesellschaft mit nicht immer vorurteilsfreien Beziehungen zwischen der Mehrheitsnation und ihren verschiedenen ethnischen Minderheiten.

Beide Autoren stoßen zu merkmahlhaften Problemstoffen für das Deutschtum in Ungarn vor und geben ihnen unzweideutigen Inhalt in klarer Form. Aufgegriffen wird Erschütterndes und Bewegendes, ja sogar Tragisches, hinter dem sich mehr als ein vordergründiges Abbild des Augenblicks verbirgt.

Mit der „Branauer Schwäbin“ bringt uns Josef Michaelis eine literarisierte Gestalt nahe. Ins Zentrum

(Fortsetzung auf Seite 3)



Aus dem Inhalt

Josef Mikonya: Ohrfeige
Seite 2

Josef Michaelis: Branauer Schwäbin und andere Gedichte
Seite 3

Robert Hecker: Goldfieber im Wilden Osten
Seite 4

Béla Bayer: Randnotizen
Seite 4

Robert Becker: Mein fremdes Land...
Seite 5

Claus Klotz, ein ungarndeutscher Schriftsteller
Seite 6-7

Blick für das Schöne, das Besondere, das Eigenartige
Seite 7

Terézia Móra, Ungarin und deutsche Schriftstellerin
Seite 8-9

Düstere Genrebilder von bezwingender Ausdruckskraft
Seite 8-9

Ein Stiefkind der Sprache
Seite 10

Asymetrie
Seite 10

Spannung durch das Schreiben lösen
Seite 11

Ludwig Fischer: Freifahrt
Seite 12

Stefan Raile: Das Buch
Seite 13

Malerei über die Geometrie hinaus
Seite 15

Mit Illustrationen von Antal Lux, János Wagner, Josef Bartl und Akos Matzon

Es war ein heißer Sommer. Menschen und Tiere litten unter der unerträglichen Hitze. Da in der Umgebung weder ein Bad noch ein Teich zu finden war, wo man sich hätte ein bißchen erfrischen können, nutzten die Jungen das Bächlein unterhalb des Dorfes zum Baden. Um das seichte Wasser zu erhöhen, bauten sie einen Damm, dadurch erhöhte sich der Wasserstand auf einen Meter. Das Wasser wurde vom aufgerührten Schlamm so trüb, daß das Flußbett nicht zu sehen war. Die Buben störte es nicht, da drinnen zu panschen, wengleich sie, aus dem Wasser herauskommend, schmutziger waren als vor dem Baden.

Die Nachricht über das Gelegenheitsbad hatte sich zum Ärger der Bauern unter den Dorfjungen schnell verbreitet, denn die vielen „Badegäste“ hatten das Gras auf der Wiese so zertreten, daß man es nicht mähen konnte. Man beauftragte den Feldhüter, diese Lausbuben von der Wiese fernzuhalten. Die Mühe des Feldhüters war vergeblich, die Jungen wollten nicht davon lassen. So wandte der Mann einen Trick an: Er schlich unbemerkt hinter dem Weidengebüsch zur „Garderobe“ der Jungen, raffte die Kleidungsstücke zusammen und trug sie als „corpus delicti“ zum Dorfrichter. Zu Spott und Schande mußten die Jungen, um ihre Kleidung zurückzubekommen, splitternackt vor dem Richter erscheinen.

Diese Beschämung hinderte die Jungen aber nicht daran, ihren Badeort täglich zu besuchen. Sooft man den Damm auch zerstörte, jedesmal bauten sie ihn neu. Schließlich hatte man eingesehen, daß der Schaden doch nicht so groß war, wie das mancher Bauer behauptete, und man hat sie in Ruhe gelassen. Sogar die Männer gingen abends von der Dreschmaschine hin, um ihren staubigen, verschwitzten Körper abzukühlen und abzuspülen. Die Jungen trieben ihre Schelmerei ungestört weiter, drückten einander unter das Wasser und machten ähnliche Narrenstreiche.

Eines Tages tauchte der Sohn des Notars, Tibor Stranzky, auf. Seine zarte, blasse Haut stach von den sonnengebräunten, schlammverschmierten Körpern der Buben ab, die alle nackt ins Wasser sprangen. Der Junge schämte sich, sich nackt auszuziehen, er setzte sich in Badehose ans Ufer des Baches und ließ seine Füße ins Wasser hängen. Seine Mitschüler mochten ihn nicht besonders, weil er seine Nase, als Sohn des Notars, ein bißchen höher trug. Außerdem verspottete er mit Vorliebe jene Schüler, die mit der ungarischen Sprache auf Kriegsfuß standen. Einer von ihnen war der Ziegler Toni, der einmal zu spät in die Schule kam. Auf die Frage des Lehrers, warum er sich verspätet habe, antwortete der Junge in gebrochenem Ungarisch: „Mert az anyám még nem volt megfőzve.“ (Weil meine Mutter noch nicht gekocht

war.) Übrigens war der Toni ein lebendiger, listenreicher Kerl.

Tibor Stranzky saß eine Weile am Ufer, er sann darüber nach, ob er eigentlich in das verschmutzte, trübe Wasser hineinsteigen soll. Während er noch überlegte, griff eine Hand unter dem Wasser nach seinen Füßen und riß ihn in den Bach hinein... Kaum war der Junge von der Überraschung zu sich gekommen,

schöngeformte Mund offen. Die beiden standen ein wenig entfernt von ihren Eltern. Die Gräfin versäumte keine Minute, ihre Tochter zu beobachten.

Die Kutsche, vor der zwei vollblütige Rappen im Tanzschritt trappelten, näherte sich ihrem Herrn. Die Dorfjungen bewunderten sehnsüchtig das prächtige Gespann, das glänzende Geschirr der Pferde. Tibor

Josef Mikonya Ohrfeige

sprühte er zwischen seinen Füßen irgendein Lebewesen an seiner Haut kratzen. Er schob die Badehose hinter, aus der ein Frosch heraus sprang. Diese Szene löste ein schallendes Gelächter unter den Jungen aus. Tibor stand beschämt im Wasser, er wandte seinen Blick ringsumher, suchte jemanden, der ihm eventuell behilflich sein würde... Da er aber von den Gesichtern nur Schadenfreude ablesen konnte, verließ er vor Wut den Ort. „Wartet nur, dies alles werdet ihr bereuen!“ drohte er den lachenden Jungen im Fortgehen.

*

Am Sonntag nach der Messe verweilten die Leute eine Zeitlang vor der Kirche, man diskutierte über allerlei. Im Schatten der Kastanienbäume unterhielt sich der Notar, Béla Stranzky, mit dem gräflichen Ehepaar Erdélyi. Der Graf, seine Frau und Tochter kamen jeden Sonntag mit der Kutsche von ihrem in der Nähe liegenden Gut zur Messe in die Kirche. Beide Familien waren miteinander befreundet. Der Sohn des Notars, Tibor, schlich um die Tochter des Grafen herum. Der Junge erzählte dem Fräulein verschiedene außergewöhnliche Geschichten, womit er der kleinen Komtesse imponieren wollte. Dem unerfahrenen Mädchen blieb manchmal vor Staunen der

erblickte unter den Jungen den Lutring Steffl. „He, du, komm mal her!“ rief er den Jungen zu sich. Der Steffl drehte sich um, er sah den Knaben fragend an... Da er nicht geneigt war, seinem Befehl zu folgen, trat der Tibor vor ihn hin und erwischte ihn beim Hemdkragen. „Jetzt hab’ ich dich, du Schweinehund!“ brüllte er den nichtsahnenden Jungen an. „Sag mal, warum hast du mir denn den Frosch in die Hose gesteckt?!“ Ohne eine Antwort abzuwarten, schlug er dem Jungen ins Gesicht. Der Steffl riß sich los, auf die Ohrfeige reagierte er mit einem Fußschlag; mit seinem bloßen Fuß traf er nur die pedantisch gebügelte Hose des Angreifers. Den Fußstapfen, die fünf Zehen Steffls, konnte man, wie einen Stempel, darauf sehen.

„Was war denn das?“ fragte das Mädchen erstaunt, als Tibor zu ihm zurück trat. „Mit diesen ungezogenen Bengeln kann man nur so reden!“ antwortete der Kerl siegestrunken. Steffl fühlte sich gedemütigt, trotzdem wollte er vor der Kirche nicht rauhen. Er sagte dem höhnisch grinsenden Burschen nur soviel: „Diese Ohrfeige kriegst du doppelt zurück, merke dir das gut!“

Die Freunde Steffls hatten sich entschieden, die Ohrfeige Stranzkys zu rächen. Tagelang lauerten die Jungs dem Burschen auf, aber die Zeit, ihn zu erwischen, war

kurz. Es kam der September, das Schuljahr begann. Tibor Stranzky ging in die Kadettenschule nach Budapest, er wollte Offizier werden.

*

Es nahte der Krieg, der nicht nur das Schicksal vieler Menschen beeinflusste, sondern Millionen das Leben kostete. Viele aus der Dorfgemeinschaft leben zur Zeit auf der ganzen Welt zerstreut. Der Notar Stranzky ist mit seiner Familie nach Westen geflohen. Tibor hatte in Deutschland studiert, aus ihm ist ein namhafter Bauingenieur geworden. Der übermütige Ziegler Toni, der bei den meisten Neckereien der Initiator war, erlitt einen tödlichen Unfall. Die Neugier ließ ihm keine Ruhe, der Junge wollte eine Granate zerlegen, die in seiner Hand explodierte und außer ihm noch zwei seiner Freunde in den Tod riß.

Nach der politischen Wende, in den 90er Jahren, erschien Tibor Stranzky des öfteren im Dorfe. Die Nostalgie hatte ihn in die alte Heimat getrieben. Als Rentner kaufte er sich ein Einfamilienhaus in der Nähe von Stefan Lutring. Von den Ureinwohnern erkannte er wenig Leute. Außerdem staunte der Mann, daß man heutzutage kaum ein deutsches Wort hören kann, obwohl die Leute vor dem Krieg mit der ungarischen Sprache viel Schwierigkeiten hatten.

Eines Tages war ihm der Stefan Lutring begegnet. Stranzky begrüßte ihn in deutscher Sprache. „Entschuldigen Sie, bitte, Sie kommen mir so bekannt vor, ich weiß aber nicht, woher ich Sie kenne“, sagte der Mann, während er seine Hand reichte, um sich vorzustellen. Der Gefragte wußte genau, wer vor ihm stand, er lehnte den Handschlag ab und sagte auf ungarisch zu ihm: „Ha én most egy hatalmas pofont lekeverek neked, mindjárt eszedbe fog jutni, hogy ki vagyok én!“ (Wenn ich dir jetzt eine mächtige Ohrfeige gebe, wird dir sofort einfallen, wer ich bin.) Er hob seine Hand, als wollte er sein Versprechen gleich erfüllen. Dem Stranzky ging im Nu ein Licht auf. „Ach so! Jetzt erkenn’ ich dich schon..., willst mich wohl nicht etwa wegen einer vor hundert Jahren geschehenen Dummheit erschlagen! Wenn du dich aber um jeden Preis rächen willst, dann bitte, schlag mir ins Gesicht, dann sind wir quitt!“ Sagte es und neigte seinen Kopf zu Stefan hin... Diese Geste hatte den Lutring völlig entwaffnet. Sein Zorn war im Nu entwichen, er reichte ihm die Hand und sagte zu ihm: „Sag’s mir aufrichtig, hast du gewußt, wer eigentlich der Täter war?!“

„Erst später hab’ ich es erfahren, es tut mir sehr leid, bitte, entschuldige! Auch in seinen sterblichen Überresten bitte ich den Täter um Verzeihung.“

Tarian, 1998



Antal Lux: Die Schorokscharer Thaling-Brücke. Zeichnung

(Fortsetzung von Seite 1)

seiner Aussage stellt er ihre tragische Vereinsamung. Geblieben in diesem Lebensabschnitt ist ihr wenig, lediglich das Erwähnte. Es ist das ihr Nahestehende. Neben der muttersprachentfremdeten Enkelin das, was sie umgibt; noch kann sie sich sprachlich ihm zuwenden, allerdings bleibt diese besondere Art Sprachkontakt als muttersprachliches Selbstgespräch ohne partnerschaftlich-menschlichen Widerhall, ohne hilfreiche Sozialbeziehungen. Sein Wesenszug ist dialoggleich und hat den Vorteil uneingeschränkter Offenheit. Es führt zwar nur zu gedanklicher Abklärung eines Sachverhalts und einseitiger Durchbrechung des Alleinseins, doch seine Hörbarkeit macht das Geäußerte für die Sprecherin bewußter und läßt das Anliegen – wie in der Kinderzeit – klarer werden. In ihm sieht sie noch Wert und Sinnerfüllung, was sie in ihrem äußeren Alleinsein davor schützt, innerlich, gedankensprachlich, gänzlich zu verarmen. Deshalb ist das Selbstgespräch als Willensausdruck ihrer geistigen Aktivität zu verstehen, die Fähigkeit zum Umgang mit der Muttersprache nicht zu verlieren oder gar auf sie zu verzichten. Sprachliches Wissen und Können bleibt so gedächtnisbewahrt. Unter diesen eingeschränkten Bedingungen setzt sie es nach den ihr verbliebenen Möglichkeiten ein, so lange sie es noch vermag. Obgleich ihre Gesprächsbereitschaft offensichtlich ist, findet sie keine anderen als die genannten Kontakte mehr in ihrem Umfeld. Alleingelassen muß sie sich deshalb sprachlich auf (in) sich selbst zurückziehen, will sie nicht gänzlich verstummen und das einbüßen, was ihr ein Leben lang ihre Existenz lebenswert sein ließ: ihre ererbte Muttersprache. In das Selbstgespräch läßt sich all das einflechten und wagen, was noch zu sagen ist, denn das in ihren Gedanken und Gefühlen an Erfahrungsreichtum Aufgehobene drängt über ihre Lippen, wird in seiner Lautsprachigkeit selbstverständlicher und schafft die Vorstellung gesprächspartnerschaftlicher Gemeinsamkeit. Keiner weiß um dieses innersprachliche Zurückgehaltene, wahrscheinlich überhaupt Verlorene, seine Inhalte und Abläufe, es bleibt – wenn es nicht abgerufen wird und nach außen tritt – in ihrer nunmehr kleinen Sprachwelt zur Selbst-Verständigung eingeschlossen.

Selbstgespräche schaffen Gedankenheiligkeit für das Erinnern, schützen also vor dem Versinken ins Grab des Vergessens und beflügeln die Phantasie, dem gespeicherten Sprachwissen unterschiedliche Lautform zu geben, wendet sie sich doch einmal Lebewesen und zum anderen Versachlichtem sowie Erdachtem zu. Der Leser wird zu Vermutungen über das zeugenlose Selbstgespräch ange-regt. Was entlockt sie ihren Gedanken? Schließt es nur sie selbst ein? Oder die Familie, Fremde, Lebende, Tote, meint es Wichtiges oder Neben-

Gedichte und Gedanken

sächliches, schon Vergangenes oder bei allem Alleinsein auch Gegenwärtiges, für das Ohr anderer Bestimmtes oder ausschließlich Vertrautes?

Das Fehlen weiterer Gesprächspartner deutet auf den entblößenden Zustand der Sprachverniemandung, eines entmenschlichten Alltags („...im Kleindorf/als Letzte...“) und die bittere Einsicht in eine von ihrer Umwelt auch selbstverschuldete Situation, weil sich die Sprache der deutschen Minderheit der Sprache der Mehrheit gleichsam widerstandslos unterwirft. Gesprächseinsamkeit ist nicht zuerst ein Altersproblem, vielmehr das des Mangels an mutter-

sprachbereiter Zwischenmenschlichkeit und Zuwendung, an bewußter Bindung an die Sprachtradition. Indem diese generationsbindende Spur zunehmend aufgegeben, ja für immer verlassen wird – eben bis zur Tragik der absondernden Vereinzelung –, vollzieht sich eine Abwendung von allem, was das Deutschtum in seiner Geschichtlichkeit in Ungarn leistete. Sein Wille zur Standhaftigkeit und zum Widerstand gegen die völlige Sprachanpassung verminderte sich, ja er ging sogar weithin verloren; der Leser wendet sich vom Gedicht zur Wirklichkeit und bedenkt seine Erfahrungen. Ein schleichender Wan-

del, nicht lärmend, nicht aufsehenerregend, aber verhängnisvoll für das Deutsche und seine Mundarten. Dieses Ergebnis ist augenscheinlich Ausdruck einer gegen die Minderheitsprachen gerichteten Gesellschaftspolitik: Sie fördert sie nicht umsichtig und bereitet so der Verkümmernung muttersprachlichen Bewußtseins den Weg. Damit lähmt sie den Willen zur Spracherneuerung, zur aktiven Verwendung von Wissen und Können.

Lenkt Josef Michaelis das Leserinteresse auf den eingeeengten Bereich der letzten noch verbliebenen Möglichkeit sprachlicher Hin- oder Zuwendung, zwingt der Becker-Text (Fremdes Land, Seite 5) ebenso in eine bestimmte Denkrichtung mit grundsätzlichen Fragen. Warum ist ihm sein Land so fremd wie kein anderes? Was hindert ihn an der Übereinstimmung mit seinen Ahnen? Warum meint er, aus seinem Land vertrieben werden zu können? Was gab den Anstoß dazu, und was verursachte diesen Entschluß mit seiner Bilanzentscheidung?

Jede Frage drängt nach Beantwortung, und aus der einen folgt eine andere, das führt bei jedem zu einer bohrenden inneren Auseinandersetzung mit dem in Vergangenheit und der Gegenwart Erlebten. Keine andere als die überraschende Ankündigung erneuter Vertreibung scheint Becker als Folge denkbar. Und die Ursache hierfür? Nach ihr muß offensichtlich nicht lange gesucht werden. Fremdheit ergriff ihn nicht plötzlich, sie ist nichts von vornherein Fertiges, sondern für den von ihr Erfassten etwas unmerklich-beständig Gewachsenes und das Ergebnis einer konfliktvollen Beziehung, keiner Augenblicksverärgerung. Das Land entfremdete sich ihm und veränderte sein Lebensgefühl, es liegt nahe, die gesellschaftliche Realität im Einzelfall wie in ihrer Gesamtheit damit zu verbinden. Die Geschichte macht sie durchschaubar. Zur Erinnerung: War nach nationalistischer Vertreibung die gefährvolle Rückkehr nach Ungarn für manchen ein Glücksfall, getrieben von der tiefen Bindung an die Heimat, so bedeutete ihr erzwungenes Verlassen für den jetzt dazu Entschlossenen eine Lebenswende. Diese Entscheidung bliebe eine Trennung – eingedenk alles Erfahrenen – ohne Wiederkehr.

Mit dieser gesteigerten Abwendung („Mein fremdestes Land“) markiert Becker das Ende einer persönlichen Entwicklung im Prozeß der Heimat-Entfremdung, die sich für ihn bis zur fest umrissenen „Kann“-Gefahr und zu ihrem Ausprechen auswuchs. (Mit dieser Meinung ist er nicht allein. „Keine einzige Intellektuellengruppe fühlt sich in Ungarn wirklich wohl“, so István Eörsi situationsentlarvend.) Kein Zweifel besteht, einzelne Gründe muß jeder für sich ermitteln und ihr Gewicht wägen, vorgegeben werden sie nicht, so wird zum Nachdenken aufgefordert. Bedeutungsunterschiedliche Enttäuschungen, ja Kon-

(Fortsetzung auf Seite 5)

Josef Michaelis Branauer Schwäbin

Mit ihrer Enkelin
spricht sie ungarisch.
Deutsch
mit ihrem Hund,
ihrer Katze,
mit Fotos,
ihrem Gebetbuch,
ihren Verstorbenen,
mit sich selbst.
Bald,
im Kleindorf
als Letzte,
mit Gott?

2000

Randbemerkungen XII.

Annalen

Im Jahre 926
übrumpelten
streifende Ungarn
das Kloster
von Sankt Gallen
Sie aßen halbbrohes Fleisch der Opferrinder
tranken zuberweise M eßwein
schrien zu ihren heidnischen Göttern
zertrümmerten die Bilder der Heiligen
plünderten das Gold der Schatzkammer

Im Jahre 2000
Ungarn-
deutsche
dahin eingeladen
reiten nicht
reisen mit der Bahn
jause Pick Salami
kein unterm Sattel
geweichtes Fleisch
Willander Rotwein fließt
dichterische Bilder
regen sich im Miteinander?

Europa
damals
jetzt
Einen Bogenschuß weit

2000

„Wißt ihr davon, daß euer Trinkwasser vergiftet ist?“ Ein Freund unserer Familie rief uns an, um diese Hiobsbotschaft mitzuteilen.

„Wieder eine neuer Tratsch, der nur deswegen solch große Schlagzeilen machen kann, weil sich sonst jeder von lauter Langeweile ganz unglücklich fühlen würde“, war meine prompte Antwort.

„Aber meine Arbeitskollegen reden ja schon alle davon, sie haben es nämlich in der Tagesschau gesehen! Na gut, ihr macht, was ihr wollt. Ich benutze allerdings ab heute nur zum Waschen Leitungswasser. Was meinst du: Sollte ich auch zum Spülen des Küchenschirrs Mineralwasser nehmen?“

„Ja, allerdings! Und du solltest dich übrigens mittels Anhäufung von Lebensmittelvorräten auch auf den dritten Weltkrieg vorbereiten, denn mein Radio hatte es in den Mittagsnachrichten angesagt, daß wir den USA bald den Krieg erklären werden!“

„Ja, das ist und bleibt auf immer und ewig dein Fehler, daß du das Leben nie ernst nehmen wirst! Aber du solltest doch endlich auch an deine Familie denken!“ Hörer ab.

Das war aber wirklich nicht schön. Wenn ich an meine väterlichen Pflichten erinnert werde, dann werde ich immer nervös. Aus diesem Grunde wende ich mich meiner lieben Frau zu, um durch ihre bedingungslose Anerkennung mein etwas ramponiertes Selbstwertgefühl wieder herzustellen. Ich schildere ihr kurz den neusten Beweis der Inobjektivität der Medien, und will eben – die inzwischen hereinströmende Menschenmenge meiner beiden Kinder besonders in Betracht nehmend – zu einer Moralpredigt über die Lügenhaftigkeit dieser verdorbenen Welt ausholen, als meine liebe Frau mich kurzerhand unterbricht.

„Du weißt doch, daß Gabi noch nie dummes Zeug geredet hat.“

„Und ich? Habe ich wohl je im Leben dummes Zeug zusammengequatscht?“ Meine Frage schwebte durch die Luft wie Jurij Gagarin im Weltraum. Ich machte mich, meine volle Größe zur Geltung kommen lassend, breit. Die erwünschte Wirkung traf unwiderstehlich ein. Meine Kinder schauten mich zuerst etwas verdutzt an, dann fingen sie an zu kichern. Ich wandte mich daraufhin etwas verunsichert an meine Tochter: „Wie wagst du es, deinen ehrwürdig grau gewordenen Vater auszulachen? Haben wir zum Beispiel etwas Ähnliches in der Tagesschau gesehen?“

„Aber Vati, du redest wirklich Dummheiten zusammen. Wir haben doch gar keinen Fernseher!“ Die letzten Atomchen meines väterlichen Ansehens verschwanden im hellen Gelächter meiner unverschämten Zöglinge. Da ergriff meine liebe Frau die Initiative und sagte: „Na ab jetzt hören die Dummheiten sofort auf. Robi,

Robert Hecker

Goldfieber im Wilden Osten



Robert Hecker (Foto) lebt in Szolnok und war durch die Vergiftung der Theiß direkt betroffen. Der vorliegende Text entstand für eine Lesung in Berlin, zu der Hecker im März 2000 vom Bundesverband Deutscher Autoren eingeladen wurde.

nimm dich zusammen, und sei ein richtiger Mann, auf den man sich verlassen kann! Könntest du dich nicht erkundigen, was denn eigentlich passiert ist?“

Also blieb mir keine andere Wahl; ich mußte mich zusammennemen. Gesagt, getan. Als erstes Anzeichen dieser Sinnesänderung habe ich das Radio eingeschaltet. Der Bürgermeister unserer Stadt wird interviewt: „Ist es wahr, daß die Stadt Szolnok durch die Zyanidvergiftung der Theiß ernsthaft gefährdet ist?“

Also, ich bin kein Chemiker, doch meine Fachexperten sagen es mir, daß es keinen Grund zur Panik gebe, eben deshalb bin ich auch der Meinung, daß diese Vermutung nicht begründet sei, bla-bla-bla...“

Und die Reaktion des Volkes? (Also, der unwissenden Nichtexperten.) Absolute und totale Panik in allen Reihen. Jeder Lebende und noch nicht Vergiftete rennt mit Flaschen, Krügen, Töpfchen, Bottichen, Eimern und Fässern zu den Heilwasserbrunnen der Stadt (es existieren insgesamt sechs solche Wasserschöpfungsmöglichkeiten). Ich selber nehme ein 30-Liter-Faß und renne um unser Leben. Mich beim Brunnen anstellend erfahre ich, daß schon eine zweite, noch größere Vergiftungswelle aus Rumänien unterwegs ist. Ich bin außer mir: „Und da gibt es noch solche Esel, welche die ganze Sache verharmlosen wollen!“ Jeder ist mit mir einverstanden. Etliche schlagen vor, wir sollten, zukünftigen ökologischen Problemen vorbeugend, Siebenbürgen von diesem unverantwortlichen Gaunerwerk zurückerobern. Jemand hat eine bessere Idee: Die Theiß sollte aus Solidaritätsgründen stromaufwärts fließen; dann müßten diese manierlosen Bergbewohner selber essen, was sie gekocht haben!

Zu Hause angekommen, muß ich einen Streit zwischen meinem selbstbewußten Sohn und meiner in die Ecke gedrängten lieben Frau schlichten: „Vati, ich bin keineswegs bereit, mich nur deswegen zu vergiften, weil ihr so unverantwortlich seid! Ihr müßt es einfach zur Kenntnis nehmen, daß ich mich ab heute keineswegs baden werde! Und ich werde auch keine Zähne putzen!“ Nach langem Hin und Her ist er damit einverstanden, daß man trotz Trinkwasservergiftung doch nicht dreckig sein darf; die Zahnpaste sollte allerdings mit Mineral-

wasser abgespült werden. Und in der Küche wird auch doppelt so viel Spülmittel verbraucht wie üblicherweise. Und wir hören ständig Radio, um die neuesten Nachrichten mitzubekommen. Und ich lese in Zeitungen nach, und wir sprechen einen unserer Bekannten an, welcher im Ministerium für Umweltschutz arbeitet, um zuverlässige Informationen zu bekommen. (Einen Fernseher kaufen wir trotz der andauernden Offensive meiner recht willensstarken Tochter trotzdem nicht, welche eben bezüglich dieser Krisensituation felsenfest behauptet, daß falls wir solch einen Farbkasten hätten, unsere Familie schon längst bestens informiert wäre...)

Und was wir dabei herausbekommen haben? Daß wie immer auch jetzt der Goldrausch an allem schuld ist. Denn in der Umgebung von Nagybánya – also in dem transylvanischen Einzugsgebiet der Theiß – sollte nach der Wende die bisherige inproduktive Gold- und Silberförderung durch Mitwirkung von ausländischen Investoren radikal verbessert werden. Gesagt, getan. Die neue Technologie wurde eingeführt: Der fortschrittliche Inhaber aus Australien baute eine Fabrik für die Wiederverarbeitung der aus der Edelmetallförderung entstehenden Bergwerkschlacke auf. Er hatte an alles gedacht: Es wurde eine für rumänische Verhältnisse moderne Technologie eingeführt, nur eine winzige Sache wurde vergessen: Die Neutralisierung der verwendeten Stickstoffe. Das zum Edelmetallentzug verwendete Zyanid wurde einfach in einen großen künstlichen Teich gelassen. Diese kaltblütige Unverantwortlichkeit hatte die Umgebung schon total verpestet: Der Vizebürgermeister der Stadt sagt: „Unsere Felder und der Boden sind 60 cm tief vergiftet. Infolge der massiven und unerbittlichen Umweltverschmutzung unserer Gegend ist das Durchschnittsalter unserer Bevölkerung zehn Jahre geringer als in anderen Landesteilen.“

Als ich diesen Bericht in einer Fachzeitung las, habe ich meine kleine Familie zusammengerufen und ihr die folgendes bekannt gegeben: „Wer sich bei uns ab heute wegen der Vergiftung der Theiß beschwert, wird von mir feierlich exkommuniziert. Niemand jamme darüber, daß die Zyanidkonzentration unseres Heimatflusses das

30fache des noch verträglichen war, daß infolge dessen mindestens 150 Doppelzentner vergiftete Fische aus der Theiß abgefischt wurden, daß die einmalige biologische Struktur des Wassers total zerstört wurde... Ihr sollt euch auch keineswegs über die morbide Unverschämtheit des reichen australischen Onkels beschweren, nach dessen Meinung die Fische wegen der Kälte gestorben seien, und er habe übrigens schon seine Geldbuße von insgesamt 300 DM bezahlt, er verstünde es also nicht, was wir denn noch von ihm wollen... Nein, ihr dürft nicht klagen, denn wir haben es sehr-sehr gut. Bei uns tötete das Gold bis jetzt nur einmal: Bei ihnen dort drüben an jedem Tag.“

Béla Bayer Randnotizen

Auf den Hügeln der Seele, haben die Farben den Frühling wieder geschaffen, die Muskeln unseres Geistes und alle Versuche deines Verstandes in einer Einheit gesammelt.

Es regnete, aber das konnte deine Laune nicht verderben. Ich habe die Momente des Morgens so erlebt, wie es Schopenhauer mit der Reihenfolge seiner Entscheidungen erlebt hatte.

Wir haben uns gegenseitig betroffen gefühlt und gleichzeitig wußten wir, daß unsere Liebe niemals eine Adäquanz wird.

Mir war, es hätten in mir mehrere zerrissene Gitarrensaiten geklungen und mein Inneres pulsierte damit. Auch bei deinem Flug nach Budapest war ich anwesend, obwohl ich körperlich gar nicht dabei war.

Du merkst, ich habe schon den Mut, an mich selbst denken zu dürfen, bin fähig, das Lied der Gefallenen zu bekennen, und die sich in ihrem Sinne erneuernden Worte aus mir hervorzurufen.

Auch in dieser Verszeile bin ich bei dir. Trotz aller Stiche bin ich mutig zu lächeln. Ich mußte erleben, was die mir fremd gebliebenen Frauen vorgespielt hatten,

aber die Opalkugel der Liebe konnte ich nur mit dir bestaunen.

(Fortsetzung von Seite 3)

fliktstoffe sind auf allen Lebensfeldern gegeben und wirken auf jeden ergebnisoffen ein. Namentlich hohe Empfindsamkeit erfährt die gegen das verbliebene Deutschtum gerichteten Demütigungen und Ungerechtigkeiten aller Art und Wirkung. Deshalb sind Entfremdungsprozesse nicht abwegig, sie sind gesellschaftsbedingt. Darauf verwies auch der scheidende Staatspräsident Árpád Göncz, als er erklärte, daß sich im Lande keine Konfliktlösungskultur herausgebildet habe und es nicht sicher sei, daß die Rechtsschöpfung zur Stärkung der Menschenrechte und Menschenwürde beitrage. Das verweist deutlich auf mehr als gesellschaftlichen Harmonieverlust.

Die schmerzvolle Betroffenheit Beckers ist nicht geschmäckerlich und deshalb auch nicht in Abrede zu stellen, vielmehr ist sie ergreifend nachvollziehbar. Er redet niemanden zu Munde und auch keiner Anpassung das Wort, er bekennt sich zu seiner Meinung und Befürchtung. Mit dem Begriff „Vertreibung“ verlebendigt er zwar Gewalterfahrungen, doch er ist nicht als Herausforderung zu verstehen, vielmehr soll er die Betroffenheit beklagen, die existentielle Unsicherheit. Sollte man nicht zurückhaltender damit sein? So könnte auch gedacht werden, doch diese Einstellung bliebe folgenloses Gedankenspiel.

Obwohl beide Gedichte voneinander unabhängig sind, berühren sie sich in ihren Gemeinsamkeiten. Beide sprechen über Personen, ihren seelischen Zustand und die Folgen. Michaelis betrachtet die Reste sprachlichen Tuns einer Bäuerin, Becker vertraut dem Leser seine Gedanken an. Beide sind der würdige Partner für bedeutungsvolle Aussagen zum Lebensgefühl Ungarndeutscher. Auffällig ist ihre äußerste sprachliche Genauigkeit, kein überflüssiges Wort lenkt vom Mitgeteilten ab, kein Wort fehlt zum Verständnis des Ausgesagten, mit

Gedichte und Gedanken

dem das Wesentliche herausgehoben und signalisiert wird. Das erhöht das Gewicht jedes Wortes, auch in seiner Paarung mit den anderen. Kleinste Gedankeneinheiten – ja sogar Einzelworte – stoßen das Tor zu ungehindertem Gedankenspielraum auf und regen an, was beide herausfordern: eine problembewußte, eine zeitkritische Auseinandersetzung. Das ist wohl ihre ureigenste Absicht und ihr eigentliches Ausmaß, den Blick auf Wesenhaftes freizulegen. Im unaustauschbaren Wortmiteinander ist der Wert jedes Textes und seine vorbestimmte Bedeutsamkeit für das Deutschtum hier ablesbar.

Gedichte, wie diese beiden, bewegen uns, sie stoßen Überlegungen an, sie fordern sie heraus, denn vieles bleibt ungesagt, weil es als Denkanregung verstanden und erschlossen werden will. Unüberhörbar sind ihre Signale – das fehlender Zuwendung bei Michaelis und das entschiedener Abwendung bei Becker. Damit lenken sie den Blick auf so noch nicht ausgesprochene Probleme. Sie berühren uns, weil sie damit den Nerv des Ungarndeutschums treffen: Die sprachliche Vereinsamung als Ausdruck des unaufhaltsamen Niedergangs der Muttersprache und die wachsende Entfremdung in diesem Lande. Michaelis strebt nach Besinnung auf das Eigene in Sprache und verbindender Tradition, Becker nach Lebensübereinstimmung zwischen den geschichtlichen Gemeinsamkeiten und den gegen das Deutschtum gerichteten gesellschaftlichen Realitäten. Nicht scheinheiliger Harmonie wird das Wort geredet, vielmehr geht es um gegenseitige Achtung und Anerkennung des von der deutschen Minderheit Geleisteten, des für die weitere Ausprägung ihrer eigenen Identität Erhofften und demokratisch Geforderten. Das läßt die Einstellung beider Autoren deutlich wer-

den. Ihr Innerstes wehrt sich gegen enttäuschende Zustände und Entwicklungen, mit denen sie nicht übereinstimmen, deshalb sprechen sie offen über das scheinbar Alltägliche abgelebter Spuren der Altersverlassenheit und Gemeinschaftslosigkeit, des sprachlichen Ab- und Aussterbens und der daraus folgenden Fremdheit. Zu schmerzlichen Erfahrungen des Unbehautseins führen beide Texte, weder die sprachliche Vereinsamung noch die der inneren (und äußeren) Heimatlosigkeit können anders verstanden werden.

Beide durchleben ein sich bis zur Entfremdung wandelndes Dasein als einen zunächst unmerklichen inneren Vorgang, genährt durch vielerlei Außeneinflüsse. Sie wirken auf Lebensgefühle ein und lassen Nähe oder eben Abstand wachsen. Zu meinen, derartige Auflösungserscheinungen seien nur ein Zeitproblem, wäre zu einfach, die Ursachen liegen tiefer.

Daseinsnot, nicht im engsten Sinn des Wortes, sondern eben in weiterer Bedeutung, spricht aus beiden Texten, und Sorge um das sich in den Zeitläuften verlierende Eigene mit seinen erarbeiteten Werten, denen sich das Ungarndeutschtum bisher in Treue verpflichtete. Vielfach aber ist es schon zerfallende Erinnerung, so auch bei Michaelis und Becker. Werden ihre Worte durchdacht, so sind sie ergreifend und dialoganregend wie viele, die ungarndeutsche Autoren vorlegten. Sie gaben und geben dieser Literatur ihr unverwechselbares Antlitz. Deshalb widerlegen auch diese wie andere Arbeiten die Meinung, ungarndeutsche Literatur habe ihre Chance nicht genutzt, Anschluß an zeitgenössische Literatur des deutschen Sprachraums zu finden. So lange sie auf der Suche zu sich selbst war, mag dieser Einwand berechtigt gewesen sein, längst aber hat jeder zu dem ihn tief Bewegenden gefunden und gestaltet es nach seinem Können und Ermessen – so wie Josef Michaelis und Robert Becker als Bewahrer des Vermächnisses von Engelbert Rittinger. Ihre Texte zählen zu dem an Gedanken- und Sprachkraft Besten und halten Vergleichen mit deutschsprachigen Autoren unserer Nachbarländer durchaus stand. Daß ungarndeutsche Autoren es in ihrem Wirken schwerer haben, wahr- oder angenommen werden als Partner, spricht nicht gegen sie, sondern gegen Unkenntnis oder Überheblichkeit, diese Leistungen in ihrem Rang nicht einordnen zu können in das gegenwärtige literarische Geschehen. Zu wünschen ist diesen Texten und dieser Literatur ein beständiges Angenommen- und Aufgehobensein von jenen, die in ihnen auch sich begegnen und wollen, daß das deutsche Wort in Ungarn gegen „das Maß des tüchtigen Aussterbens“ (V. Koch) lebt und fortwirkt.

H. Rudolf

Robert Becker

Mein fremdes Land

Mein fremdes Land
ist das, welches meine
Ahnen „Heimat“ nannten.
Kein Land ist mir
so fremd.
Weder in Europa
noch in der Welt.
Mein fremdestes Land
ist dieses, aus dem
man auch mich
vertreiben kann.

2000

Gedichte

im Bett des Todes
werden die Binden aufgerissen
frisches Blut
leckt aus unverheilten Wunden
die Bahre steht
auf der Promenade
Stahnelken dämmern
im Rampenlicht
der Totenzug pfeift
im wuchernden Getümmeln
klebrige Blätter
verderben zu Staub

1998

Stromausfall

Das Haus schläft
tagträumende Mädchen
hüten die Heime
und grauen Rauch
bellt der Schornstein.

Die Krähen warten
wie zu Odium Zeiten,
dass etwas geschehe
aber es gibt Augenblicke
wo selbst der Moment
der Stille weicht.

Das Radio ist aus –
verschweigt Nachrichten
um elf
und selbst der Bildschirm
ist kalt.
Es gibt keine Ware die
die Werbung preist.
– Mensch, herrliche Vision!

1999

erschienen in LICHTUNGEN, Zeitschrift für Literatur, Kunst und Zeitkritik, 80/XX. Jg./99, Graz



János Wagner: Wellen, Zeichnung

Claus Klotz' Leben und Werk war ein einziger konsequent geführter Kampf und Aufschrei für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch für die ungarndeutsche Minderheit im realexistierenden Kommunismus nach dem Zweiten Weltkrieg. Wie kein anderer ungarndeutscher Autor brachte er ein vielsprachiges „österreichisch-ungarisches“ Erb- und Gedankengut in sein schmales, aber für die zeitgenössische ungarndeutsche Literatur wichtiges Werk ein. Von Haus aus war Claus Klotz dreisprachig. Ungarisch war nach dem Zweiten Weltkrieg (für die Minderheiten gezwungenermaßen) die Hauptsprache aller, insbesondere auch für die deutsche Minderheit. So sprach Claus Klotz von Kindesbeinen an Ungarisch, Deutsch (auch die Mundart des Heimatdorfes Sanktiwan bei Ofen), und dann kam bei ihm – ein seltsamer Ausnahmefall – auch noch Russisch hinzu: die Muttersprache seiner Großmutter väterlicherseits. So hatte der junge Gymnasiast – er besuchte das Piaristengymnasium in Gran – und dann der junge Student – er studierte Germanistik in Budapest und Leipzig und schloß sein Studium mit einem Lehrerdiplom ab – immer das Ideal einer solidarischen interkulturellen Gemeinschaft vor Augen. Er empfand die schwierige Situation der durch Kriegs- und Nachkriegsschläge heimgesuchten deutschen Minderheit in Ungarn als besonders bedrückend, da er sich Zeit seines Lebens selber immer offen zu ihr bekannte und aus eigener Erfahrung wußte, wie sehr sie an ihrer angestammten Heimat hing und wie sehr sie die Assimilierung bedrückte.

Bis 1983 war Claus Klotz Sekretär des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen und setzte sich schon damals, als dies noch mit vielen Risiken verbunden war, für mehr Rechte für die deutsche Minderheit ein. Als 1972 die Literarische Sektion des Demokratischen Verbandes der Ungarndeutschen gegründet wurde, war er deren Sekretär. Bei der Gründung des Verbandes Ungarndeutscher Autoren e. V. wurde er zum 3. Vorsitzenden gewählt. Viele Jahre war er stellvertretender Direktor des Haus Ungarn in Ost-Berlin und versuchte, die Behörden der DDR für die ungarndeutsche Problematik zu interessieren und zu sensibilisieren.

Dabei konnte Claus Klotz feststellen, welchen hohen Stellenwert die offizielle DDR-Kulturpolitik den Sorben (auch Wenden genannt), der kleinen slawischen Minderheit der Lausitz und des Spreewaldes, als „kleinstem slawischen Volk der Welt“ zumaß. Gewissermaßen als Wiedergutmachung der Verfolgung der slawischen Völker durch das Dritte Reich erfreute sich diese kleine slawische Minderheit der DDR einer ehemaligen Minderheitenförderung. Sorbische Lehrerbildungsanstalt (in Bautzen), Sorbischunterricht in Schulen und Kindergärten, Verlag (Domowina), Theater und auch noch ein eigenes Filmstudio.

Klotz, Claus

Ungarndeutscher Schriftsteller

*19.5.1947, Leinwar/Leányvár – 6.7.1990, Berlin

Nach der Wende in der DDR haben der Bund, das Land Brandenburg und der Freistaat Sachsen eine Stiftung für das sorbische Volk mit Sitz in Bautzen gegründet.

Schon in seinen ersten Gedichten erteilt Claus Klotz dem oberflächlichen Optimismus der Kulturfunktionäre eine radikale Absage. In „Ahnerls Lied“ greift Claus Klotz

„Schlaf, Kindchen, schlaf/ich sink bald in das Grab,/mit mir die deutsche Mär, das Wort,/sie finden dort den letzten Hort./schlaf, Kindchen, schlaf“.

Eine solche Schärfe des Tones gab es in der zeitgenössischen ungarndeutschen Literatur bis zu Claus Klotz nicht. In „Mein Heimatdorf“ aus derselben Anthologie steigert



„die rodung im wald/auch sankt iwan bei ofen genannt“. Es ist zehn Jahre her, daß der Autor dieser Zeilen, Claus Klotz, tot ist. Die Deutsche Selbstverwaltung seines Heimatortes Sanktiwan/Pilisszentiván ließ am Haus der Familie Klotz eine Gedenktafel errichten. Kränze der Erinnerung legten Vertreter der Deutschen Selbstverwaltung der Gemeinde und Familienangehörige nieder. Für die musikalische Umrahmung sorgte die Blaskapelle der Musikschule unter Leitung von Elek Harmati. Anschließend lud die Deutsche Selbstverwaltung zu einem Literaturabend ins Bürgermeisteramt ein.

das Thema von Erika Áts berühmtem, in lyrischem Ton gehaltenen Gedicht „Ahnerls Lied“ auf, in dem Erika Áts die Überlieferung der deutschen Sprache und Poesie durch ihr Ahnerl poetisch überhöht feiert. Bei Claus Klotz bricht die harte Wirklichkeit in die Idylle ein. Statt von Rosmarein und Mondenschein zu träumen, wehklagt Claus Klotz' Ahnerl in der 1. Strophe: „Schlaf, Kindlein, schlaf,/verstehst nicht meine Sprach'/die Märchen und die Sagen/und meine deutschen Fragen./Schlaf, Kindchen, schlaf.“

Während die Propaganda heuchlerisch den Eindruck zu erwecken suchte, alles gehe seinen Gang, wurden brutale Tatsachen der Assimilierung geschaffen. So lautet die 2. Strophe denn auch: „Schlaf Kindchen, schlaf/bleib fleißig und schön brav,/zum Häusle bauen, Auto kaufen/wirst du meine Sprach nicht brauchen/schlaf, Kindchen, schlaf“. Die traditionellen deutschen Tugenden, Fleiß und Gehorsam, werden auch von den neuen Machthabern in Anspruch genommen und für ihre eigenen Zwecke genutzt. Aber der sozialistische Spießherd braucht, total angepaßt, assimiliert, Ahnerls Sprache nicht mehr. Das Ahnerl hat sich überlebt, mit seiner ganzen Kultur, mit der kulturellen Identität der Ungarndeutschen schlechthin:

sich Claus Klotz noch. Es wird die schon versunkene Welt des schwäbischen Dorfes, das durch Vertreibung verkam, beschworen; „Flocken weiß/bitterheiß/tannen/von dannen/dorfrandslums./ – straßen rein/fensterlein/häuschen/ ohne mäschen/menschenlos/ – fremde sprach/muttersprach/mir watzucker/gucker/in die ferne/ – weinberge/herberge/stumm sinnen/fischerstimmen/übermorgen dahin“. Die ehemals „heile Welt“ des Dorfes mit einer festen bäuerlichen Gemeinschaft, in der Nachbarschaftshilfe ein selbstverständliches Gebot war, ist durch die Vertreibung gesprengt worden. Am Rand des Dorfes gibt es jetzt Slums, die Tannen der Dorfstraßen sind abgeholzt, die Häuser menschenleer oder von Neusiedlern bewohnt, die eine dem Autor mit fremdem Akzent sprechende Muttersprache sprechen. Die Weinberge – die meisten ungarndeutschen Bauern waren auch Winzer – bieten zwar noch eine Herberge, aber mehr den Erinnerungen, denn Fischstimmen, Lautloses also, sinnen, daß übermorgen für sie alles dahin ist. In knappen Zeilen, gebildet aus je zwei Paarreimen und einem fünften reimlosen Vers, werden dem Leser stichwortartig die Symbole des totalen Verfalls vor Augen geführt. Dieser Verfall kommt aus der Vergangenheit, mit

der Vertreibung der ursprünglichen Dorfgemeinschaft, und zieht sich bis in die nahe Zukunft „übermorgen dahin“.

In dem Gedicht „Hopsa Liesel“ (geschrieben 1988) aus der Anthologie Das Zweiglein (1989 erschienen) zeigt Claus Klotz, wie trotz einiger – allerdings unwesentlicher Verbesserungen, kosmetischer Veränderungen – für das Weiterbestehen der ungarndeutschen sprachlich-kulturellen Identität keine Chancen da sind. „Schreibtischakten/Zahlen, Fakten./Tanzen, Singen,/Nabelschau./ Schaffe, schaffe Häuslebau./Nur Mut, ihr Ungarndeutschen! – Alte Weise./Deutschlandreise,



/Stiftungspreise./Hopsa Liesel./D-Mark-Rieseln./nur Mut./ ihr Ungarndeutschen! – Kluge Reden./Brötchenfehden./Kampf um jeden./ Demokratie./so war sie noch nie./ Nur Mut./ihr Ungarndeutschen!/ – Heimatorte./Neue Pforte./Reformworte./Volkstumskampf./Schmeckt uns doch die Sauerampf!/Nur Mut./ihr Ungarndeutschen! – /Deutsche Predigt./Deutsches Edikt./Deutsches Verdikt./deutsches Deutschtum/ deutsches Boom-bum./Nur Mut./ihr Deutsche in Ungarn!“ Die sprachlich-kulturelle Identität der Ungarndeutschen wurde auf vordergründige Folklore reduziert, die dann von den Kulturfunktionären in Schreibtischakten als mustergültige Nationalitätenpolitik ausgegeben wird. Einigen Vertretern der deutschen Minderheit werden Deutschlandreisen gewährt – auf Einladung und Kosten der Bundesrepublik allerdings, die auch Stiftungspreise finanziert. Die Metapher „D-Mark-Rieseln“ auf das „Hopsa Liesel“ zeigt, wie gut sich diese Kulturpropaganda verkaufen läßt. „Heimatorte/neue Pforte./Reformworte/Volkstumskampf.“ Die neuen Schlagwörter – die Reformworte – gleichen gefährlich den alten Losungen wie Volkstumskampf und werden nicht

(Fortsetzung auf Seite 7)

(Fortsetzung von Seite 6)

mehr ernst genommen. „Schmeckt uns doch die Sauerampf.“ Man will hinterm Ofen in Ruhe gelassen werden, und die Aufforderung, „Nur Mut./ihr Ungarndeutschen!“, ist unter solchen Bedingungen blanker Hohn. Es lohnt sich noch nicht einmal, in ganzen Sätzen „vernünftig“ zu argumentieren. Alles ist ja doch verpaßt, verplant, vorgegaukelt, im besten Fall eine Illusion. Deshalb ist auch die Sprache von Claus Klotz stichwortartig abgehackt, wobei die Paarreime die Losungshaftigkeit und ihre Monotonie unterstreichen.

Im Gedicht „Der Demagoge“, ebenfalls aus der Anthologie „Das Zweiglein“, heißt es: „Seine sonst stumpfen/Schweinsaugen/leuchtet auf bei dem Satz:/ 'Wir fordern deutsche Messen/in Kackephonien!'/ Seine Gehirnzellen/registrierten wohlwollend:/Das ist/die wahre Wende/zur Demokratie./“ Die katholische Kirche hatte die Assimilierungspolitik sowohl vor wie nach dem Zweiten Weltkrieg größtenteils mitgetragen. Der Fünfkirchner Bischof Cserháti, mit seinem ungarisch-schwäbischen Geburtsnamen Zepf, war ein trauriges Beispiel für eine kirchliche Entnationalisierungspolitik der Ungarndeutschen.

Die Intensität des Zornes und die Tiefe der Verzweiflung von Claus Klotz rührt auch von der bitteren Enttäuschung her, daß entgegen aller Grundprinzipien des Sozialismus im Ostblock kein Völkerfrühling einsetzte, sondern ganz im Gegenteil aus machtpolitischen Gründen mitunter primitiver Nationalitätenhaß toleriert, ja manchmal sogar geschürt wurde, nicht nur in Ungarn, wo die Deutschen die Zeche auch für die Verbrechen des Horthy-Faschismus durch Vertreibung und Deportation zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion bezahlen mußten, sondern beispielsweise auch im Rumänien Ceausescu, wo die Ungarn die Leidtragenden waren. Dabei war Claus Klotz alles andere als ein bornierter Nationalist, der ein Volk gegen das andere ausspielt. Ganz im Gegenteil, wie aus seinem Gedicht „Mein Deutschland“ aus der Anthologie Das Zweig-

lein hervorgeht, versteht er sein spezifisches ungarndeutsches Deutschland völkerübergreifend nicht nur als das Erbe Klopstocks und Lenaus, sondern auch als das Erbe des russischen Nationaldichters Puschkin (dessen unsterbliche Vermächtnisse ihm seine russische Großmutter im Original vorgelesen hatte). Auch eine ganze Reihe ungarischer Dichter wie die Nationaldichter Petöfi und Arany, aber auch Illyés, der im Laufe seines langen widersprüchlichen Lebens sich auch einige antideutsche und antischwäbische Platitüden geleistet hatte, gehören als Vertreter hoher Menschheitsideale zu den geistigen Vorfahren seines Deutschland. Claus Klotz kommt es auf die Intensität des Gefühls an, die allgemein menschliche Leidenschaft, und deshalb bedeuten auch Joyces und Sartre für ihn letztlich auch „Deutschum“, wenn er schlußfolgert: „Mein Deutschland,/hört ihr,/hat einen Weltpaß“.

Bei diesen idealen Vorstellungen im Reich der Phantasie mußte Claus Klotz angesichts der engen Verhältnisse in der Wirklichkeit des engstirnigen nationalistischen Ostblocksozialismus scheitern. Sein tragischer Tod ist aber vielleicht eine Aufforderung an alle seine Landsleute, und nicht nur an diese, wieder zurückzufinden zu einer „Völkerfreundschaft“, die erst vor knapp 150 Jahren durch den aufkommenden Nationalismus gesprengt wurde. Im vereinten Europa erhält heute diese Tradition wie auch die des im großen und ganzen doch friedlichen und „brüderlichen“ Zusammenlebens der Völker in der Vielvölkerdonaumonarchie eine neue Chance. Ein wenig auch durch Claus Klotz, dessen Leben und Sterben dann doch nicht ganz umsonst gewesen sind. Tröstlich ist, daß er in der ersten in Deutschland erschienenen ungarndeutschen Anthologie Bekenntnisse eines Birkenbaumes (Dortmund 1990) mit fünf seiner insgesamt acht in Anthologien veröffentlichten Gedichte vertreten ist sowie mit Prosa aus dem Band „Das Zweiglein“. Ein Hoffnungsweiglein immerhin.

Ingmar Brantsch

Blick für das Schöne, das Besondere, das Eigenartige, das Wesenhafte.

Laudatio von Lorenz Kerner, Vorsitzender des Nikolaus-Lenau-Kulturvereins, auf Josef Michaelis (Foto) anlässlich der Auszeichnung des Dichters mit dem Lenau-Preis am 23. September 2000 im Fünfkirchner Lenau-Haus.

Zu den wenigen deutschsprachigen Lyrikern der neueren Zeit, die sich in Nikolaus Lenaus Dichtung vertieften und ihr auf eigene Weise folgten, zählen die früh verstorbene Valeria Koch und unser Preisträger Josef Michaelis.

Es ist uns eine große Freude, Ihnen, Josef Michaelis, heute aus Anlaß dieser Festveranstaltung, den Kulturpreis Nikolaus Lenau zu überreichen, um Sie so für Ihre außerordentlichen lyrischen Leistungen auszuzeichnen.

In Ihnen ehren wir einen ungarndeutschen Dichter, dessen Entwicklung von Lenaus Dichtung mitgeprägt wurde, denn lyrisch Gutes wächst und gedeiht durch Begegnungen und ihre Impulse. Sie nahmen von Lenau auf, was Ihnen für Ihre eigene Formung wichtig war.

Vor fast zwanzig Jahren meldeten Sie sich mit Ihrem Gedicht auf Lenau zu Wort und bauten mit diesem Leitstern für sich die Brücke zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Sie sind einer der wenigen, für die dieser Dichter mehr als nur ein zufälliges Zusammentreffen war. Das zu sagen ist uns Bedürfnis, zeigt doch nicht allein dieses Gedicht die lebendige Nähe zu Lenau. Er ist für Sie kein Entfernter, der einst war und dessen Name und Leistung mehr und mehr in Vergessenheit gerät. In Ihren Gedichten findet sich, was sein Werk durchleuchtet: Klarheit der Sprache, Eindeutigkeit im Sinn, verständliche Sehnsucht, Gefühlsreichtum, Empfindsamkeit und kritische Haltung.

In einem viertel Jahrhundert legten Sie einen beispielhaften eigenen Weg zurück. Er ist unverwechselbar der des Josef Michaelis. Unbeirrbar verfolgen Sie in diesen sturmvollem Zeiten – so der Titel eines Ihrer Gedichte und des Lyrikbandes – das Ziel, diese Zeiten als Herausforderung anzunehmen, sie in Sprachbilder zu formen, um sie auf diese Ihre Weise menschlicher



zu gestalten. Man kann Ihre Gedichte auch als Programm verstehen, denn Ihre Nähe hilft uns, eigene Mühen zu begreifen und zu bestehen. Wahrlich, ein hohes Ziel, dem Sie sich als Pädagoge und als Dichter mit beeindruckenden Leistungen hingeben!

Unzweifelhaft ist Ihre Persönlichkeit Ausdruck Ihrer tiefen Verbundenheit mit diesem Land, dem Ungarndeutschtum, des Identitätsbewußtseins, der Ethik und Moral. Ihr Ansehen, lieber Josef Michaelis, gründet sich darauf und auf Ihre Fähigkeit, unserer deutschen Muttersprache hier, wo sie es immer schwerer hat, das Mögliche abzugewinnen und sie lyrisch wie pädagogisch zu verbreiten.

Diese Besonderheit hob bereits Dr. Helmut Rudolf im Nachwort zu dem Gedichtband hervor. Dieses Gefühl für die Sprache geben Sie in Ihrem lyrischen Texten wie auch in Ihrer Prosa weiter – in den Lesungen im In- und Ausland, demnächst auch in der Schweiz, an alle Altersgruppen. Jedes Ihrer Gedichte legt Zeugnis davon ab, wie Sie im Wort zu Hause sind und ihm den rechten Klang geben. Vertieft sich der Leser in Ihre Gedichte, findet er in Ihrer Sprach- und Gedankenwelt vieles, deren Erschließung sich für jeden lohnt, zumal viele Gedichte heimatnah sind und von tiefer Verbundenheit mit allem künden, was Sie und uns umgibt. Hieran wird Ihre innere und äußere Haltung ablesbar: Sie begegnen allem offen, aber nicht mit getrübtetem Blick, nicht vorbehaltlos, sondern mit der Hoffnung auf Veränderung für den Menschen, deshalb auch spießen Sie auf, was mißfällt und der Entwicklung im Wege steht. Damit nahmen Sie den Staffetenstab an, den andere, auch Nikolaus Lenau, Ihnen reichten.

Wir freuen uns aus vollem Herzen, Sie unter uns zu wissen. Ihre Gedichte bereichern uns, indem sie uns das geben, was wir oft im Alltag übersehen: Den Blick für das Schöne, das Besondere, das Eigenartige, das Wesenhafte.

Sie führen uns als Ungarndeutsche zueinander, so daß wir einander nah sind – auch als Bürger dieses Landes. Glück auf Ihrem weiteren Lebens- und Schaffungsweg – das wünschen wir Ihnen aus vollem Herzen!



Antal Lux: Die Holzbrücke zur Müllerinsel in Schorokschar in den 40er Jahren. Zeichnung

Terézia Mora wuchs in Kroisbach und Petőháza auf. Seit zehn Jahren lebt sie in Deutschland. Voriges Jahr gewann sie den renommiertesten Preis der deutschsprachigen Nachwuchsautoren, den Ingeborg-Bachmann-Preis. Die Lesungen werden im Österreichischen Fernsehen live übertragen, darum auch wird der Gewinner automatisch zu den bekannten Gesichtern der modernen Literatur gerechnet. Terézia Mora gewann den Preis mit ihrer Erzählung „Der Fall Ophelia“. Anlässlich einer Lesung im Budapester Goethe-Institut führten wir ein Gespräch mit der Schriftstellerin.

Was hat sich in Ihrem Leben verändert, seit Sie im vorigen Jahr den Ingeborg-Bachmann-Preis gewonnen haben?

T.M.: Ich würde sagen, mehr oder weniger alles. Davor war ich im Grunde genommen keine Profischriftstellerin, da ich mich nicht darauf konzentrieren konnte. Davon abgesehen hat mich niemand gekannt. Das hat sich alles schlagartig geändert. Ich habe mittlerweile eine Pressemappe von 40 cm Dicke, was ziemlich viel ist. Ich hatte seitdem sehr viele Lesungen. Ich bin seit August unterwegs, führe ein ziem-

lich stressiges Leben und komme nicht zum Schreiben. Mehr oder weniger hat sich also alles geändert. **Womit haben Sie sich bis jetzt beschäftigt? Bekannt ist nur das Buch „Seltsame Materie“ (NZ 36/99).**

T.M.: Davor war ich ein Teenager. Ich war 19 Jahre alt, als ich nach Deutschland kam. Die darauffolgenden sieben Jahren habe ich damit verbracht, erwachsen zu werden und zu studieren und auszuprobieren und erste Schreibversuche zu machen, ohne einen Gedanken darauf zu verschwenden, diese zu veröffentlichen.

Mit Literatur habe mich nur am Rande befaßt. Es waren hauptsächlich filmische Sachen. Ich habe ein Drehbuch geschrieben und dann dieses Buch. Ich habe einiges übersetzt, und das war es schon.

Wie war das Echo in Ungarn? Im deutschsprachigen Raum weiß man über die Wichtigkeit des Ingeborg-Bachmann-Preises Bescheid. In Ungarn ist der Preis ziemlich unbekannt.

T.M.: Ich nehme es zur Kenntnis, daß ich in Ungarn weniger bekannt bin, als in Deutschland. Hier bin ich ja auch nicht so präsent wie in Deutschland. Mein Buch kommt im Juni in Ungarn heraus. Selbst dann

kann man nicht erwarten, daß dasselbe passieren wird wie in Deutschland, denn das Leben, auch das literarische Leben, ist hier anders als in Deutschland. Und darauf kommt es mir überhaupt nicht an, obwohl ich zugeben muß, daß es manchmal Spaß macht, Interviews zu geben. Es ist auch OK, wenn es irgendwann mal aufhört und ich wieder der Mensch sein kann, der ich davor war, und mich wieder damit beschäftigen kann, was ich davor gemacht habe, nämlich schreiben.

Was ist literarisch gesehen geplant?

T.M.: Im Moment arbeite ich parallel an zwei Büchern. Augenblicklich sieht es so aus, daß ich mich mehr mit Literatur beschäftigen werde, als mit dem Film, was ich ursprünglich vorhatte. Mir bleibt einfach keine Zeit, ein Drehbuch zu schreiben. Also lasse ich das im Moment. Wahrscheinlich, um auch dort wieder von vorne anfangen zu können. Denn auch dort muß man ständig präsent sein. Ich werde in diesem Jahr das neue Buch von Péter Eszterházy übersetzen, das immerhin auch 800 Seiten zählt. Ich denke, damit werde ich genug zu tun haben.

NZ: Wie finden Sie sich zurecht im literarischen Leben Deutschlands?

T.M.: Das erste Buch ist hauptsächlich dafür da, daß man lernt, wo die

Fallen sind. Wenn man das Buch schreibt, denkt man überhaupt nicht daran, daß damit Verlagspolitik und Verkaufspolitik verbunden sind und all so was. Man ist ganz am Anfang reichlich naiv. Ich weiß es nicht, ob es schwerer ist, wenn man aus dem Ausland kommt. Es ist insofern schwerer, weil man ständig beteuern muß, man ist Teil der deutschsprachigen Literatur, wenn die Inhalte doch etwas ungewöhnlich sind. Denn warum sollte das nicht auch ein relevanter Inhalt sein? Es gibt ja neuerdings eine ausgedehnte Diskussion über die junge deutsche Literatur, also die neue Literaturgeneration. Da werde ich zwar auch immer miterwähnt, für zwei oder drei Sätze, aber ich habe so ein bißchen das Gefühl, daß eine gewisse Verunsicherung da ist, wo gehört sie jetzt hin. Für mich ist das zunächst keine relevante Frage, und ich denke, das wird sich mit den kommenden zwei, drei Büchern relativieren. Ein Buch ist noch kein Buch.

Warum schreiben Sie nur in deutscher Sprache? Sie haben ja Kontakt zur ungarischen Sprache, auch durch die Übersetzungen.

T.M.: Ich denke, wenn ich in Ungarn leben würde, würde ich auch in Ungarisch publizieren. Es ist wirklich eine Zufallsentscheidung, in

Als „ein literarisches Fräuleinwunder“ feierte der Spiegel-Redakteur Volker Hage mit pflichtgemäß ironisch gebrochener Begeisterung das offensichtlich überraschende Präsent der späten neunziger Jahre: die unübersehbare Präsenz mehrerer junger Autorinnen, deren Bücher sich gut verkauften, der Kritik zustimmende Begleitmusik entlockten und deren öffentliche Auftritte die Säle mit neugierigen Zuhörern füllten. Eine von ihnen ist die attraktive und selbstbewußte Terézia Mora, deren akzentfreie Diktion nichts von ihrer Herkunft aus einem anderen Land verrät. „Ganz am Anfang sagte ich“, erklärte sie anlässlich einer Lesung im Januar 2000 im Budapester Goethe-Institut, „ich bin eine Pannonierin. Jetzt sage ich eher: Ich bin Terézia Mora, Ungarin und deutsche Schriftstellerin.“

Geboren wurde sie 1971 in dem Dorf Petőháza, in unmittelbarer Nähe der österreichisch-ungarischen Grenze, als Tochter eines Ungarn und einer Ungarndeutschen. Die Sprache, die in ihren Erzählungen in gebändigter sinnlicher Fülle aufblüht, erlernte sie erst als 15jährige Gymnasiastin. Die Heirat führte 1988 zu ihrer Übersiedlung nach Berlin, in die Hauptstadt der maroden DDR, dem Vater war schon 1974 die Westflucht auf Nimmer-

wiedersehen aus der „Baracke“ des Gulaschkommunismus geglückt. Nach dem Studium der Germanistik und Filmdramaturgie an der Humboldt-Universität übersetzte sie aus dem Ungarischen, schrieb Drehbücher, eines davon – „Die Wege des Wassers in Erzincan“ – wurde 1997 mit dem Würth-Literaturpreis und ihre erste Erzählung „Durst“ mit dem „Open-Mike“-Preis der Berliner Literaturwerkstatt ausgezeichnet. Wenige Monate vor dem Erscheinen ihres Bandes „Seltsame Materie“* bei Rowohlt erhielt Terézia Mora 1999 für die Erzählung „Der Fall Ophelia“ den Ingeborg-Bachmann-Preis. Dadurch war das Medieninteresse an ihrem bevorstehenden Erstling geweckt, mehr noch: geradezu vorprogrammiert – zahlreiche Rezensenten spendeten staunendes Lob, und im Februar 2000 erteilte sie der Förderpreis des Adalbert-von-Chamisso-Preises.

Eigenartig ist das dichte Gewebe, aus dem Terézia Moras Texte gesponnen sind: „Wenn man aus der Stadt kommt und aus dem Bus auf sie hinabblickt, erscheint meine Heimat wie aus einer zusammengeworfenen Materie. Aus Fasern, so goldbraun und so unauf trennbar wie die Wolle unserer Kleidung.“ (S. 19). Sie erzählt beklemmende Geschichten, die aus den mitgebrachten Kindheitserfahrungen

Düstere Genrebilder von

schöpfen und sich durch ihre hochkarätige Legierung von detailscharfer Genauigkeit und bildhaften Lyrismen, von schonungslosen Zustandsschilderungen und poetischer Überhöhung zur Topographie einer exotisch anmutenden, prämodernen, geradezu archaischen Realität verdichten. Herta Müller heißt ihre ältere Schwester, deren frühe und große Erzählung „Niederungen“ in einer Sprache von bohrender Intensität und schmerzhafter Sinnlichkeit verstümmelte Kindheitsjahre in einem banat-schwäbischen Dorf heraufrief. Die Mentalitätskritik an einer von starrem Nützlichkeitsethos und Abschottung geprägten Sozialisationsform ist bei Herta Müller allerdings schärfer konturiert.

Von vielerlei sichtbaren und unsichtbaren Grenzen – „Alles ist hier Grenze“ (S. 58) – umzingelt sind in Terézia Moras Erzählungen die Ortschaften, die Häuser, die einzelnen Menschen in ihrem Provinzkerker. Bau- und Waldarbeiter, Förster, Bäcker, Fischer, Grenzschützer und ihre Großfamilien bevölkern die abgelegenen namenlosen Fünfhundert-Seelen-Gemeinden, die den Fremden, den Eindringlingen mit eingefleischtem Mißtrauen begeg-

nen. Der real existierende Sozialismus hat ihnen eine Zuckerfabrik, ein Freilichtkino, ein Buffet oder gar ein Schwimmbad beschert und sie danach in die trostlose Verrottung, in den von Gestank umnebelten Verfall, in die finstere Auswegslosigkeit verstoßen. Mal wirken die von den widrigen Umständen geknechteten Menschen wie Marionetten, mal wie angekettete Wölfe. Die Alten, die ihrem Ende entgegendämmern, sind von störrischer und rührender Hilflosigkeit. Selbstzerstörerisch trinken sich die Männer dem Tode zu. Erst der sechste Suizidversuch einer tief depressiven Frau, die an einem unzumutbaren Dreiecksverhältnis leidet, erlöst sie von den irdischen Übeln: „Ihre weißen Beine sind voller lila Besenreiser. [...] Ich stehe nur noch da, an der Tür angelehnt, an der Schuppentür, die immer wieder zufällt, von allein, gegen meine Schulter fällt. Ich sehe ihr zu. Seltsam, wieso dachte ich, Erhängte würden schweben? Sie schwebt nicht. Sie sieht sehr schwer aus, der Körper sehr massig, der Rücken gekrümmt, der Busen verschwunden. Ich sehe ihre schwarze Spitzenunterwäsche. Ihre Schuhe. Obwohl sie sich immer zu kleine gekauft hat, hängen sie weit um ihre

deutsche Schriftstellerin

Bachmann-Preisträgerin

welchem Land man lebt und welche Sprache einem prägender ist. Ich lebe in Berlin, in einer rein deutschen Umgebung, wenngleich ich einige Kontakte zur ungarischen Gemeinde habe. Aber wir reden dort ein ungarisch-deutsches Kauderwelsch. Die Pflege meines Ungarischen ist nicht vorhanden. Für mich ist es dasselbe, in Ungarisch zu schreiben.

Haben Sie überhaupt vor, Ungarisch zu schreiben?

T.M.: Ich weiß es nicht. Ich habe mich auf keine Sprache festgelegt. Die nächsten zwei Bücher werden auf jeden Fall in Deutsch sein. Wenn ich hier mehr Zeit verbringen würde, würde ich vielleicht auf ungarisch schreiben. Ich habe zum Beispiel festgestellt, daß ich Gedichte nur auf ungarisch schreiben. Die sind aber nicht so gut, daher lohnt es sich nicht.

In Ihrem Buch „Seltsame Materie“ zeichnen Sie ein düsteres Bild über Ungarn, über Ihre Heimat.

T.M.: Ich bin grundsätzlich gegen Generalisierungen. Natürlich sehe ich das ganze Land nicht so. Und ich sehe in Wirklichkeit auch mein Dorf nicht so. Es ist kein Sozialreport und keine naturalistische Wiedergabe dessen, was ich dort erlebt habe, sondern eine Überhöhung, um auszudrücken, wie ich mich gefühlt habe

als Kind. Und als Kind habe ich mich bedroht gefühlt, und ich habe die Welt als traurig erfahren. Dann habe ich gesagt, ich habe das Recht, das zu schreiben, wie ich meine Kindheit gesehen habe. Ich habe keinen Moment lang behauptet, daß das eine für alle gültige Wahrheit sein muß.

Mütterlicherseits sind Sie deutscher Abstammung. Was ändert diese Tatsache an Ihrer Selbstdefinition?

T.M.: Ich bin Therézia Mora, Ungarin und deutsche Schriftstellerin. Ich habe von vornherein beide Sprachen gesprochen. Und so etwas gibt es. Es begegnet mir immer wieder, daß die Leute unangenehm berührt sind davon, daß es tatsächlich möglich ist, in zwei Sprachen zu Hause zu sein. Es ist bei weitem keine schizophrene Situation.

Werden Sie niemals als ungarndeutsche Schriftstellerin in Deutschland aufgefaßt?

T.M.: Manche bezeichnen mich als ungarische Schriftstellerin und manche als deutsche, aber als ungarndeutsche, so eine Kategorie, glaube ich, gibt es nicht.

Wie stehen Sie zu den Ungarndeutschen?

T.M.: Ich komme aus einer Familie, die mütterlicherseits dieser Volksgruppe angehört. Väterlicherseits bin

ich sozusagen reinrassige Ungarin. Ich hatte in meiner Kindheit einige kurze Kontakte mit der ungarndeutschen Gemeinde, die mir ehrlich gesagt nicht so besonders gefallen haben. Und ich habe mich da auch rausgehalten. Ich hatte das Gefühl, daß das Verhalten dieser Gemeinde äußerst rückwärts gewandt und negativ war. Und besonders als Kind will man nicht rückwärts jammern, sondern nach vorwärts gehen und etwas aus sich machen, sei es nun Ungarndeutscher oder Ungar. Man versucht, beide Seiten positiv aufzufassen, ich betrachte es als Geschenk, daß ich die ungarische Kultur kennengelernt habe und gleichzeitig auch in der deutschen Sprache zu Hause bin. Ich hatte mal eine interessante Unterhaltung mit meiner Mutter, die da gesagt hat: Um wieviel besser würde es unserer Familie ergehen, wenn die Grenze um nur fünf Kilometer weiter östlich verlaufen würde! Ich habe zu ihr gesagt, dann wärst du auch nur ein Bauer, erstens, zweitens würde dir all das, was du über die ungarische Kultur weißt, fehlen. Und ich denke nicht, daß das mehr wäre. Ich bin in dem Punkt eine Pragmatikerin und meine, man muß daraus, was man hat, einfach etwas machen.

Wo sehen Sie Ihre Zukunft?



T.M.: In der Zeit der Beweglichkeit und der modernen Kommunikation ist im Grunde egal, wo man lebt. Wenn ich tatsächlich die Möglichkeit haben werde, mich hin und her zu bewegen, dann werde ich das auch tun. In der Vergangenheit fehlten mir einfach die Mittel dafür. Ich denke, daß das jetzt anders sein wird. Obwohl ich denke, daß mein Lebensmittelpunkt in Berlin bleiben wird, wo ich mich sehr wohl fühle.

Wo sehen Sie in Ihrer Zukunft die Rolle Ungarns?

T.M.: In einer meiner Erzählungen schreiben ich, daß man etwas nicht verlieren kann, das ist die Herkunft. Ich denke nicht, daß Ungarn mir jemals verloren gehen wird. Ob ich jemals hier in Ungarn leben werde, weiß ich aber nicht.

Judit Klein (MTV)

bezwingender Ausdruckskraft

Füße herum.“ (Die Lücke, S. 110-111)

Gewalttätigkeit herrscht sowohl in zwischenmenschlichen Beziehungen im allgemeinen als auch in den zerrütteten Familienverhältnissen im besonderen. Der Vater, der seine Rente im Wirtshaus verspielt, zündet das goldgelbe Haar seiner Tochter, die Schauspielerin werden möchte, an, weil sie mit dem Zigeuner Florian flirtet. (Seltsame Materie) Der virtuose und freundliche Geiger Sasa würgt seine Frau, bevor er aufbricht, um auf einer dreitägigen Hochzeit mit seinem Trio zauberhaft aufzuspielen. (Am dritten Tag sind die Köpfe dran) Ein zynischer Bursche versucht ein zugereistes Mädchen, das aus dem Schwimmtraining eine Überlebensstrategie entwickelt, zu ertränken. (Der Fall Ophelia) Der Stiefvater Nummer drei schlägt dem alkoholisierten Großvater mit einem Hammer den Kopf ein. (Durst) Eine 18jährige Frau, die es nach einer langen und beschwerlichen Wanderung in ein zerbröckelndes, zwei Stunden vom Grenzübergang entferntes Schloß verschlägt, stürzt einen Mann, der ihr kostbarstes Gut, den Reisepaß, entwendet hat, in den Tod. (Das Schloß)

Der Wille zur Vernichtung durchpulst auch die tückische Natur, deren Expansion man wehrlos ausgeliefert ist: „Wir haben uns damit abgefunden, dass alles hier herunterkommt, durch uns hindurch, als gäbe es uns gar nicht. Unsere Scheune, kaum betretbar, ist von Schwalben bevölkert, wenn die Schwalben fort sind, ziehen die Spatzen ein, die Igel, die Iltisse, die Wasserratten, die winzigen roten Gartenschnecken [...]. An den Wänden wächst besonders blumiger Schimmel, und in der Kalksteinmauer pressen sich Milliarden Tiere ineinander. [...] Bei uns ist eine graue Meerkatastrophe, warmer Unterwassertod in unbehauene Steine gepfercht. [...] Ich stehe am Waldrand und denke an den See, den unsichtbaren Skelettsammler. An den Körper jener vier Männer, die beim letzten Herbststurm in ihm verschwunden sind, als sie die Reusen plündern wollten.“ (Der See, S. 66-67)

Erkundet und umkreist wird dieses Leben, dessen dumpfe Eintönigkeit nur von seiner Brutalität übertrumpft wird, durchweg aus der Ich-Perspektive, aus dem Blickwinkel von Kindern, Halbwüchsigen, Jugendlichen, in deren Herzen die

Sehnsucht nach unverstümmeltem und angstfreiem Leben, nach Zärtlichkeit und Zuneigung lodert und die sich an der seltsamen Materie, deren Teil sie sind, wundreiben.

Auch aus weiter Ferne treibt es verzweifelte Menschen hierher, die in verregneten Nächten über Sümpfe, Schilfgürtel und Seen, über die Schlagbäume der bewachten Grenze entkommen wollen. Ein Rumäne, der vor dem illegalen Grenzübergang gefaßt wurde, verstümmelt sich mit einer Rasierklinge (STILLE mich. NACHT), ein anderer Kömmling, der sich schon „drüben“ wähnt, bietet den Fluchthelfern seinen einzigen Goldzahn an, doch diese „begnügen“ sich mit seinem Ehering. (Der See).

Die zehn Erzählungen des Bandes „Seltsame Materie“ zeugen von einem ausgeprägten Kunstverständnis, von kompositorischer Präzision. Kaleidoskopartig werden in der bewegten Optik Wahrnehmungssequenzen variiert, rekapituliert und leitmotivisch verknüpft. In metaphorischen Parataxen und einprägsamen Ellipsen, in schnitthaft montierten Szenen wird eine Realität eingefangen, deren Beschaffenheit ausschließt vom Glück. Dabei haftet dieser rhythmisch gestalteten, von manieristischer Düsternis umwehten Prosa, durch die sich assoziative Bilderketten schlingen

und schlängeln, etwas Selbstgefälliges und Selbstgenießendes an. Durchmischt ist sie mit melancholisch-bittersüßen Klängen und entschwebt mitunter ins Phantastische, Märchenhafte. Meist sind es verletzte und verletzliche Mädchen an der Grenze des Erwachsenseins, die sich hinwegsehnen aus der erdrückenden Heimatenge, den Normzwängen, den Verboten und Geboten – in die Stadt, in ein anderes Land, in eine verborgene Liebesbeziehung, in die wirklichkeitsentückte Gefilde des Traums. Trotzige Unangepaßtheit und die Kraft der Schwäche wappnen sie gegen den Sog der Gleichgültigkeit, gegen das Hinübergleiten in die Abstumpfung, auch wenn die Fluchtbewegungen, die Aus- und Aufbrüche zum Scheitern verurteilt sind.

Die 28jährige Terézia Mora hat allerdings den Durchbruch geschafft und sich im Gewimmel des „Debütantenballs“ (Thomas Kraft) nach vorne getanzt.

Peter Motzan

(Aus: Südostdeutsche Vierteljahresblätter)

*Terézia Mora: „Seltsame Materie.“ Erzählungen. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg 1999, 255 S.

Ein Stiefkind der Sprache

Café Lenné: Frauen lesen Valeria Koch

In Gedenken an Valeria Koch lasen Donnerstagabend Autorinnen der Projektgruppe Frauen und Literatur Gedichte und Essays der deutsch-ungarischen Lyrikerin. Sie, die 1998 erst 49-jährig einem Krebsleiden erlegen war, hat sowohl in deutscher als auch in ungarischer Sprache Gedichte, Essays und Kinderliteratur hinterlassen. Sie verstand sich, nach den Worten Heribert Reisenwebers vom Literatur-Kollegium, als Brücke zwischen Ungarn und dem deutschsprachigen Raum.

Die Gedichte von Valeria Koch sind vor dem Hintergrund ihrer philosophischen Ausbildung zu sehen: Sie wurde mit einer Dissertation über den Existentialisten und Sprachphilosophen Martin Heidegger promoviert. Trotzdem besitzt ihre Lyrik Leichtigkeit und einen bisweilen sarkastischen Humor. „Meine Rache ist die Sprache und höchst eigen ist mein Schweigen“, dichtete sie 1995, schon von der unheilbaren Krankheit befallen. 1974, 35-jährig, entstand „In memoriam: Valeria Koch, die es hätte geben können“.

Wenn sie noch zehn Jahre länger gelebt hätte, wäre sie auch international bekannt geworden, sagt Heribert Reisenweber bitter. Von ihr seien enorme Impulse gerade auf die Übersetzung von ungarischer Literatur ins Deutsche ausgegangen. Neben ihrer literarischen Tätigkeit arbeitete Valeria Koch auch bei der deutsch-ungarischen Zeitschrift „Neue Zeitung“ und leitete zehn Jahre lang das Übersetzungsseminar am germanistischen Institut der Budapester Eötvös-Lorand-Universität. Als Mitglied der

deutschen Minderheit in Ungarn lebte sie, so Reisenweber, stets im Spannungsfeld zwischen deutscher und ungarischer Literatur. In ihrem Essay „Zuhause im Wort“ beschäftigt sie sich eindrucksvoll mit Sprache und der Heimat, die sie geben kann. Dabei wird deutlich, wie sehr sie es schätzt, in zwei Sprachen, Deutsch und Ungarisch, zu Hause zu sein.

Ihr letzter Gedichtband ist nach ihrem Tod erschienen und heißt, ihrem letzten Willen gemäß, „Stiefkind der Sprache“. Dabei sei zu

bedenken, dass ein Stiefkind auch Stiefeltern habe, und die könnten gut oder schlecht sein, so Reisenweber.

Zu der Lesung im Café Lenné am Luisenplatz eingeladen hatte die Projektgruppe Frauen und Literatur im Land Brandenburg. Sie war von ungarndeutschen Autoren gebeten worden, in Deutschland auf das Werk Valeria Kochs aufmerksam zu machen. „Als Frauenschreibgruppe wollten wir gerne einer Frau eine Stimme verleihen, die keine eigene Stimme mehr hat“, sagte Projektleiterin Barbara Wiesener.

Seit etwa zehn Jahren treffen sich etwa 20 Frauen, teils professionelle Schreiberinnen, teils Amateurrinnen, einmal monatlich. Sie arbeiten mit eigenen Texten und stellen sie zur Diskussion. „Wir schreiben mit literarischem Anspruch“, erklärte Kunsthistorikerin Barbara Wiesener. Dabei bedienen sich die Autorinnen der verschiedensten Genres, von Lyrik, Prosa über Briefe und Tagebuchnotizen bis zu journalistischen Texten.

Entstanden ist die Gruppe aus dem Potsdamer Bezirksverband des DDR-Schriftstellerverbandes, aus dem auch das Literaturkollegium hervorging. „In den letzten Jahren haben wir uns aber aufgefrischt, und neue Schreiberinnen gewonnen“, sagt Barbara Wiesener.

Valeria Koch: Stiefkind der Sprache. Ausgewählte Werke. Veröffentlichungen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler. Budapest 1999.

Nelu B. Ebinger

Dichterlos

In memoriam Valeria Koch

Schweigen
keine Worte
die bleiben.

Schreiben
viele Worte
zu feilen.

Schweigen
um wieder zu schreiben.
Schreiben
um nie mehr zu schweigen.

Schreiben...
Schreiben...

„Glauben ist etwas Besonderes. Entweder wird man damit geboren, oder man kommt durch dramatische Veränderungen in seinem Leben darauf.“ Das sagt Martin, die Hauptfigur des neuen Bandes von Béla Bayer*, an einer Stelle. Martin, der in mehreren Erzählungen mal als Kind, mal als erwachsener Mann bzw. alter Lehrer erscheint, steht gewissermaßen als Erzähler – als Alter ego des Autors? – da, dessen Person die Kurzgeschichten des Bandes verbindet.

Die Kurzgeschichten von Béla Bayer sind vom Glauben durchdrungen. Wenn er von Kindheitserlebnissen in seinem Heimatdorf Waroli, von den schwierigen Zeiten der Vertreibung, von Leben, Liebe und Tod berichtet, haftet an diesen Erzählungen immer ein Hauch von diesem Glauben. Wie der Autor im Nachwort schreibt: „Ich suche in meinen Erinnerungen noch immer nach Werten.“ Diese Werte findet er im Hunger eines Kleinkindes, in einem goldgelben Spätnachmittag, in der Liebe zu der Heimat, die eine junge Frau aus der Fremde zurück in ihr Heimatdorf führt, im Zusammentreffen zweier Kulturen in einer „asymmetri-

Asymmetrie

schen“ Liebesbeziehung bzw. in der Begegnung eines Lehrers mit seinem einstigen Schüler im Gefängnis. Das sind die Themen seiner Kurzgeschichten, in denen so manch ein Leser vielleicht bekannte Erlebnisse,

Situationen, sogar Menschen erkennen wird. Dies geschieht jedoch nicht zufällig, denn Kunst ist wertvoll, wenn sie fähig ist, unsere kollektiven Gefühle und Erinnerungen auszudrücken und zu bewahren.

Karl Szabó

*Béla Bayer: **Asymmetrie**
Kerényi Verlag, 2000, S. 79

Béla Bayer Lichtfülle

Wie die im Mai blühenden Tulpen,
wie die Rosengewinde.
Die blutvollen Blüten deiner Lippen
neigen sich zu meinem Munde.

Die schneeweißen Höhen
deiner Schultern leuchten auf,
und während in deinem Schoß
das Edelweiß Knospen treibt,
beugst du dich über mich.

Deine schimmernden Augen
verbannen die schwarzen
Lilien meiner Stille,

mit denen die Nacht meine
Wimpern bekränzt hatte.

Sich verflüchtigendes Vergnügen
flutet, Heidekätzchen schmiegen
sich zu uns. Deine Finger
folgen dem Lauf meiner Adern,
beschäftigen sich danach
streichelnd mit meinen Hüften.

Die Bucht deiner Lenden
beherbergt mich endlich,
und ich versinke in einer
lichtvollen Pracht.

„Auf Träume verzichtet man nicht so einfach“

Zwei junge Dichterinnen des Temeswarer deutschsprachigen Literaturkreises „Die Stafette“ melden sich in einem selbständigen Band zu Wort. Lorette und Henrike Bradiceanu-Persem (beide studierten Germanistik und Anglistik und veröffentlichten bereits in mehreren Zeitungen literarische Texte) gewähren im Band „Seitenblicke“* in kürzeren Prosawerken Einblicke in das Großstadtleben, wo sich schweres Parfüm mit Staubwolken und dünnem Schweiß vermischt und sowohl bunte Werben und als auch zertretenes Pflaster zum Stadtbild gehören.

Lorette erzählt über die Einsamkeit, über die Nächstenliebe, über diese „stürmische, fordernde, wilde Liebe“, über ein Dasein „zwischen zwei Welten“ und stellt am Beispiel der Erfindung der Atombombe dar, „Was einmal gedacht wurde, kann nicht mehr zurückgenommen werden“. Sie denkt über den etwas verblaßten Begriff „Heimat“ nach, über die mehreren Heimaten der ausgewanderten Banater Schwaben, und kommt zu der Schlußfolgerung, daß die liebste unter den Heimaten die ist, „zu welcher ich immer wieder zurückkehre“.

Henrike nimmt in ihren Kurzerzählungen die menschlichen Kontakte in der Großstadt unter die Lupe. Wie wohl ein gezwungenes Fahrstuhlgespräch klingt, worüber die Straßenkinder untereinander sprechen, worüber man an einem einsamen Geburtstagsfest nachdenkt und wie die Abende einer „glücklichen Familie“ vergehen. Es wird in ihren Texten auch an die Güterzüge aus Dachau sowie an die Kriegserlebnisse eines Großvaters erinnert, die nie vergessen werden dürfen. Die Autorin versetzt sich sogar in die Rolle einer Straßenlaterne und erzählt so in einem inneren Monolog, was auf der Straße passiert.

Die zwei Autorinnen scheinen das Leben trotz ihres jungen Alters gut zu kennen. Ihre Stadt, ihre Mitmenschen, das Fehlen von echten Beziehungen zwischen den Menschen. Ihre Erzählungen sind von einer Traurigkeit durchdrungen, doch schimmert auch Hoffnung durch. Denn: „Auf Träume verzichtet man nicht so einfach.“

Karl Szabó

Lorette & Henrike Bradiceanu-Persem: Seitenblicke. Kurzprosa.
EUROBIT Verlag Temeswar 2000,
S. 79

Die Sprache wieder-gefunden

Josef Michaelis
und Robert Becker,
zwei Vertreter der neu
erwachten ungarndeutschen
Literatur, lasen im
Lyceumclub.

Eines der Werke von Josef Michaelis trägt den Titel „Tie Sproch wiedergefune“ – die Sprache wiedergefunden. Was gemäß seiner historischen Darlegungen bezeichnend sei für die Tätigkeit der wenigen ungarndeutschen Literaten, die sich um Erhaltung ihrer Muttersprache bemühen. Daß es sich dabei um einen eigenartigen Dialekt handelt, zeigte der Grundschullehrer für Deutsch und Geschichte in Willand/Villány anhand von Gedichten aus seinem Band „Sturmvolle Zeiten“ – aufs erste Hinhören Naturimpressionen, die sich nach und nach als politische Betrachtungen zu Zeitproblemen entpuppen. Eines der wichtigsten Themen: der Verlust der Sprache eben und der damit einhergehende Verlust der eigenen Identität.

Robert Becker, Germanist und Theologe, schreibt seit 1983 Gedichte, in Deutsch und Ungarisch, voller Spiritualität und Nachdenklichkeit, wie zum Beispiel „KontroVers“: deine Zeit ist / noch nicht da / um etwas zu sein / so bist du nichts / wie die Zeit.

Als Dritte im Bunde wäre Valeria Koch geladen gewesen. Die Schriftstellerin ist vor kurzem verstorben. Ursula Riklin vom Lyceumclub übernahm die Lesung des poetisch-philosophischen Textes „Bekenntnisse eines Birkenbaums“. – Die Reihe der osteuropäischen Literatur soll demnächst mit einer Lesung der tschechischen Autorin Erika Pedretti fortgesetzt werden.

(Aus St. Gallen Tagblatt)

D.H.



János Wagner: Wellen, Zeichnung

Signale

Spannung durch das Schreiben lösen

S. V.: Ich habe am Ende des Gymnasiums zu schreiben begonnen. In der Kindheit hatte ich zwar auch einige Gedichte verfaßt, aber die waren noch einfach. Als ich das Abitur gemacht habe, versuchte ich es mit meinem ersten ernstem Gedicht. Seitdem, kann man sagen, schreibe ich regelmäßig; in Deutsch allerdings begann ich erst vor vier, fünf Jahren. Ich habe viele Gedichte, vor allem viele ungarische.

Signale: Wovon handelt dieses erste ernste Gedicht?

S. V.: Ich war sehr aufgeregt wegen des Abiturs, deshalb konnte ich nicht einschlafen, und in ein paar Zeilen legte ich nieder, wie gespannt ich bin, da ich dachte, daß ich diese Spannung durch das Schreiben irgendwie lösen kann. Ich meine, das Schreiben ermöglicht die Lösung der inneren seelischen Spannung, weil die Quelle des Schreibens die Problemlösung ist. Ich habe einen inneren Konflikt, und den muß ich irgendwie lösen, aufheben.

Signale: Über welche Themen schreiben Sie am häufigsten?

S. V.: Es gibt die klassischen Themen in der Lyrik: Liebe, Kampf um die Werte, Kampf der älteren Generationen, Kampf für die Demokratie, und es gibt verschiedene Lebensfragen, mit denen sich ein Jugendlicher beschäftigen muß.

Signale: Welche sind diese Lebensfragen, die du meinst?

S. V.: Man sucht das Ziel und den Sinn des Lebens. Warum wir eigentlich hier sind. Erst nach ein

An den jährlichen Werkstattgesprächen des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler, welche heuer zwischen dem 2. und 5. November in der Branauer Stadt Willand stattfanden, nahmen außer Schriftstellern, die bereits eigene Publikationen haben, auch junge Schreibende teil, die ihre Texte mit den erfahrenen „Kollegen“ besprechen ließen. Einer von ihnen war der junge Lehrer Stefan Valentin aus Schorokhschar. Marianne Hirmann wollte beim Gespräch mit ihm erstmal wissen, wie er eigentlich mit dem Schreiben angefangen hat.



paar Jahren kommt man darauf, daß dieses Ziel im Alltag liegt. Und wenn ich mich nicht darauf konzentrieren muß, was das Ziel und was die Wirkung eines Gedichts ist, kann ich darüber schreiben, wer ich bin, und wie das Leben eigentlich ist. Ich meine, daß die Suche nach einem Ziel in einem gewissen Alter beendet ist. Und wir leben im Leben, wir sind ins Leben vertrieben worden, meinte ein berühmter Theologe. Wir sind immer alleine und müssen uns nicht mit den Zielen beschäftigen, sondern wie wir das Gegebene am besten erleben können.

Signale: Wie schlägt sich das in Ihren Gedichten nieder?

S. V.: Ich nehme immer Alltagsthemen. Ich meine, daß die einfachsten Szenen und die einfachsten Situationen das Wesen des Lebens am besten widerspiegeln. Wir brauchen nicht unbedingt komplizierte Gedanken und komplizierte Wortfügungen, Wortverbindungen, sondern ich finde, daß das Wesen im Einfachsten liegt. Wenn wir uns z.B. die Mondscheinsonate von

Beethoven anhören, dann denken wir nicht daran, wie viele Töne der Meister in diesem Werk komponiert hat, sondern daß es sehr schön und ästhetisch ist. Und ich meine, daß es die Aufgabe der heutigen Dichter ist, die Alltagsmenschen anzusprechen. Wir müssen aus dem Elfenbeinturm ein bißchen herauskommen. Viele meinen, daß die Kunst für sich selbst da ist, aber ich teile diese Meinung nicht. Die Liebe ist meiner Meinung nach ein zentrales Thema, weil ich noch jung bin, aber man muß immer daran denken, daß die Frau nicht eine Göttin ist, sondern ebenso ein Mensch wie du und ich. Ein Gefährtin, kann man sagen.

Signale: Schreiben Sie auch Liebesgedichte?

S. V.: Früher habe ich auch Liebesgedichte geschrieben, aber heutzutage schreibe ich eher über die Liebe, über die Nächstenliebe, und die Sehnsucht ist aus meinen Gedichten schon verschwunden. Ich bin in dem Alter, wo man an eine Familie denkt und sich nicht gern auf Abenteuer einläßt.

Stefan Valentin

Rechenschaft

Liebe Mitbürger! In den letzten zehn Jahren haben wir auf dem Weg zur wahren Demokratie große Fortschritte gemacht. Die Bürger unseres Landes können ihre Meinung frei äußern, und wenn doch nicht, dann können sie wenigstens frei denken. Aber das brauchen sie nicht häufig zu tun, weil wir ihnen immer sagen, was sie frei denken sollen. Man kann sich frei versammeln, wenn vor der Versammlung die Zahl der Teilnehmer, der Name der Haupt- und Nebenorganisatoren, die Ziele und der Ablauf der Veranstaltung und schließlich der genaue Weg des Demonstrationszuges auf dem zuständigen Polizeirevier gemeldet werden. Die Versammlung kann stattfinden, wenn die Demonstrierenden deklarieren, daß sie keinen Krawall machen und

die Personen, gegen die sie protestieren, in ihrem menschlichen Recht und Gefühl nicht beleidigt werden. Diese Spielregeln tragen dazu bei, daß die Devianten und Unzufriedenen unsere feste Demokratie nicht stören und die friedlichen Mitglieder der Gesellschaft die idyllischen Zustände der eurosozialistischen kapitalistisch-humanistischen Einrichtung ein Leben lang genießen können.

Liebe Mitbürger! Unsere Wirtschaft ist stark. Sie entwickelt sich dynamisch. Wir haben neue Arbeitsplätze geschaffen und die Löhne parallel zur Inflation erhöht. Die Arbeiter beschwerten sich nicht über ihr Lebensniveau, denn sie freuen sich darüber, daß sie überhaupt arbeiten dürfen. Die finanzielle Lage der Familien ist so gut

wie noch nie in diesem Jahrtausend. Gegen die Verarmung kämpfen wir nach besten Kräften. Wenn es trotzdem arme Leute gibt, dann ist das auf die vorangehenden Regierungen zurückzuführen. Ich kann also ruhigen Gewissens feststellen, meine lieben Mitbürger, daß unser Staat ein blühendes, freies, optimistisches Land ist, daß würdig stolz auf seine Ergebnisse sein kann. Die Institutionen der Demokratie funktionieren ausgezeichnet, und ... Guten Tag, Herr Doktor! ... Ich habe eben die Schränke abgestaubt. ... Jawohl, Herr Doktor, ich komme vom Tisch herunter. ... Danke, mir geht es gut. Wie bitte? Politik? Neein, das interessiert mich nicht mehr. ... Auf Wiedersehen, Herr Doktor!

Mein Gott! War das eine undenkbar große Freude! Freifahrt! Freifahrt für jeden Rentner über 65. Ja, es lohnte sich, so lange zu leben! Bald gibt's auch Freibier mit Würstchen und Semmeln. Man steckt seinen Personalausweis in die Tasche, nimmt den Bus oder die Eisenbahn. Wenn ich will, fahre ich bis Miskolc, bis Raab; ich kann auch umsteigen, kann Tag und Nacht im Zug sitzen. He-he! Ist das nicht echt wunderbar? Nach dem Erlaß der Regierung rüstete ich mich auch gleich für meine erste Freifahrt. Meine Frau machte da ganz alberne Einwände. Man sollte abwarten, nicht gleich losfahren usw. usf. „Du hast's doch nicht so eilig. Nicht gleich morgen fahren, abwarten. Vielleicht nächste Woche.“

„Nein, nein! Mensch, du kannst dir dieses Gefühl überhaupt nicht vorstellen. Ich sitze im Bus, wenn ich Lust habe, steige ich unterwegs aus, steige um.“

„Und wohin soll denn die Reise gehen?“

„Ich könnte auch an einen Kurort denken.“

„Kurort? Jetzt, im Januar?“

„Ich könnte dort einen Kaffee trinken.“

„Einen Kaffee! Das kannst du auch zu Hause.“

„Aber nicht in einem feinen Café. Und die Fahrt kostet keinen Heller.“

In der Nacht träumelte ich schlaflos in meinem Bett. Ich konnte kaum den Morgen erwarten. Es war ein schöner, sonniger Morgen. Ich habe sogar meinen dicken, schweren Pelz zu Hause gelassen.

Beim Einsteigen hielt ich meinen Personalausweis hoch. Der Fahrer lächelte mir freundlich zu.

„Danke schön. Nehmen Sie Platz!“

Ich suchte mir einen Fensterplatz. Die Landschaft huschte an uns vorbei. Sonnige Täler, sonnige Hügel. Wunderbar! Auf den Bergwegen wurde es dann düster, kalte Luft wehte zur Tür herein.

„Die Sonne haben wir auf dem Berg gelassen“, meinte ein alter Mann, als es schon bergab ging.

„Es schneit auch schon!“

Als wir aus dem Bus stiegen, peitschte der eisige Wind Regen und Schnee in mein Gesicht. Ich hatte nur noch einen Wunsch: Rasch, rasch in den warmen Wartesaal. Unser Bus hielt etwas abseits. Als ich den Saal erreichte, war ich pudelnaß.

Voller Hoffnungslosigkeit und Trostlosigkeit. Moderige, muffige Kälte. Kleine, runde Tische. Hocker. Alles aus Plastik, alles abgegriffen, klebrig, schmutzig. An einem Tisch unterhielten sich zwei Bauernweiber. Mein Gott, da kann man sich schon ganz schön eine Lungenentzündung holen. An einer Wand bemerkte ich ein Schiebefenster. Ein kleiner, alter Mann sagte halblaut, als ich an ihm vorbeikam:

„Traurig, traurig.“

Er hatte einen kleinen, zittrigen Kopf.

„Traurig, traurig.“

Ich klopfte an das Schiebefenster. Mit einem Ruck wurde es aufge-

macht. Eine Frau guckte mir mißtrauisch ins Gesicht. Zerzaustes, buschiges, dunkles Haar, spitze Nase.

„Nun? Was soll's denn?“

„Ich will fragen...“

„Tun Sie das, aber rasch!“

„Wissen Sie, ich komme von weither, um hier in einem feinen Café einen prima Kaffee zu trinken. Weither, Fräulein. Mehr als 100 Kilometer.“

„Um einen Kaffee zu trinken? Mein Gott! Übrigens warum gaffen Sie mich so ausdauernd an?“

Ludwig Fischer Freifahrt

„Ich habe Sie schon irgendwo gesehen, aber wo?“

„Bestimmt nicht im Fernsehen. Übrigens hätten Sie sich diese Reise ersparen können. Montag ist hier alles geschlossen.“

„Schönsten Dank. Sehr nett!“

Ich suchte mir einen Tisch. Wo hab ich die schon gesehen? Wo denn?! Im Märchenbuch meines Enkels! Frau Holle! Die Hexen im Märchenbuch!

Nach einer Weile kam ein junges Paar dazu. Er war etwas beleibt, sie laut, frohgelaunt.

„Rudi, das ist ja schrecklich! Hier können wir doch nicht bleiben. Meinst du nicht? Das kann doch nicht der Wartesaal sein! So verwarlost!“

„Moment! Moment, Liebling!“

Er ging zum Schiebefenster und klopfte an.

„Sie wünschen?“

„Wir suchen den Wartesaal.“

„Das müssen Sie nicht, Sie sind schon mitten drin.“

„Das kann doch nicht wahr sein! Wir waren hier im Hotel auf unserer Hochzeitsreise. Die Kälte im Raum! Und Schmutz!“

„Suchen Sie sich eine Bank und kuscheln Sie! Bald erscheinen unsere Obdachlosen. Da kann man schon manche Dinge erleben. So.“

Der Opa meinte wieder halblaut:

„Traurig, traurig.“

Als die Tür aufging, wurde es still im Saal. Ein Vollbart kam herein. Groß war er, er hatte einen langen, abgetragenen Wintermantel an, eine Schirmmütze. Er setzte sich auf einen Hocker und streckte seine Beine auf den Tisch. Opa sagte halblaut:

„Traurig, traurig.“

„Stimmt was nicht, Opa?“ fragte der Vollbart mit knarrender Stimme.

„Nehmen Sie Ihre dreckigen Latschen vom Tisch!“ rief der junge Mann. „Andere essen dort, und Sie strecken ihre Stinkfüße auf den Tisch!“

„Rudi, um Gottes Willen, laß ihn doch!“

„Du hast keine Ahnung, Kleiner, wer ich bin. Kleines Arschloch! Ich bin Otto. Obdachlos und arbeitslos! Und diese Töne nehme ich nicht hin. Verstanden?“

„Sie sollen mich nicht duzen, und

Sie sollen auch nicht alles hier im Raum versauen!“

„Hört ihr das? So eine Frechheit! Wo bleibt die Moral?“

„Traurig, traurig!“

„Diesen Ton lasse ich mir nicht gefallen, Kleiner! Frag mal die holde Jungfrau dort hinter dem Schiebefenster. Gestern mußte ich wieder so einem Lauthals das Lästermaul zustopfen. Man schaffte ihn mit dem Krankenwagen ins Krankenhaus. Da kommt auch schon mein Eddy.

Komm, Eddy! Guck dir mal den Kleinen dort drüben an. So ein gemeiner Klugscheißer. Hat sich dieses putzige Mädchen aufgelesen...!“

„Sprechen Sie nicht so gemein! Sie haben kein Recht, so zu sprechen!“

„Hörst du das, Eddy? Der Bube meint, Otto hätte kein Recht. O Mann, o Mann!“

„Traurig, traurig!“

Eddy schaute zu Rudi hinüber. Hoch war er und mager. Dürres Gesicht. Eine kleine Pelzkappe auf dem Kopf.

„Was soll der Lärm schon wieder?“ schrie das Fräulein vom Schalter.

„Ruhe!“

„Fräulein“ rief Rudi, „rufen Sie die Polizei, bitte!“

„Die Polizei, lächerlich!“

„Rudi, bitte, komm, gehen wir.“

„Wohin denn?“

„Hinaus! Weg von hier.“

Ich wäre am liebsten zu Hause gewesen in unserem warmen, stillen Zimmer. Mit einem Buch auf der Couch. Zu Mittag das warme Essen auf dem Tisch. Otto riß mich aus meinen Träumereien.

„Eddy, wo haste Catherina gelassen?“

„Draußen steht sie.“

„Draußen? Warum draußen? Catherina! Komm schon!“

Sie kam mit einem verlegenen Lächeln in den Raum.

„Wie schaust du denn aus?! Das Blau um deine Augen!“

„Ich bin ausgerutscht.“

„Traurig, traurig.“

Ich ging hinaus. Eisig wehte der Wind von den Bergen her. Ich wollte lieber draußen auf meinen Bus warten. Bald kam auch Otto mit Catherina aus dem Wartesaal.

„Catherina, was ist passiert? Was soll der blaue Fleck?“

„Eddy.“

„Das Schwein! Warum hat er das getan?“

„Weil ich mit dir schlafe.“

„Also darum! Du bleibst jetzt hier! Gut? Ich bringe ihn um!“

„Otto, tu das nicht!“

Von drinnen hörte man bald einen Mordslärm. Geschrei, Poltern, dumpfe Schläge, Gewimmer. Eddy flog mit lautem Gerumpel zur Tür hinaus.

„Und hier hast du noch deine lausige Pelzkappe! Solltest du Catherina

nochmal anrühren wollen, bist du des Todes! Und jetzt dali, dali! Komm, mein Mädel.“

Es fror mich immer mehr. Als ich in den Wartesaal zurückging, saß Otto mit Catherina an einem Tisch. Später kam noch ein alter Mann dazu.

„Hier ist noch Platz, Opa“, lächelte ihm Otto zu.

„Sehr gut, sehr lieb. Ich komme hier aus dem Krankenhaus. Rheuma.“

„Rheuma?“

„Endlich geht's jetzt wieder heimwärts.“

„Weit?“

„Wie?“

„Mußt du weit fahren, Opa?“

„Schon. Fast 200 Kilometer. Meine Tochter hat mir noch eine hübsche Wegzehrung zukommen lassen. Sehen wir mal. Brot. Sehr gut. Schinken. Wunderbar! Kuchen. So eine Tochter ist Geld wert! Und hier ein feiner Rotwein.“

„Wie alt bist du, Opa?“

„Fünfundachtzig. Warum fragst du?“

„Warum, warum. Man macht sich schon Gedanken. Fünfundachtzig Jahre und Rheuma. Dazu noch Rotwein. O Mann, o Mann!“

Der Alte blinzelte mit seinen kleinen, wässrigen Augen Otto zu.

„Das Zeug sollst du überhaupt nicht mehr essen. Rotwein ist auch sehr riskant.“

„Auch der Wein?“

„Rotwein, Opa? Sehr riskant! Haben dir die Ärzte nichts gesagt?“

„Siehst du, meine Tochter meinte es gut mit mir, nur daß sie nicht wußte, was sie damit anstellt.“

„Richtig, Opa! Deiner Tochter darfst du das nicht antun.“

„Seit sie Witwe ist, ist sie ohnehin immer betrübt.“

„Siehst du, Opa, du gibst mir jetzt das Brot, Schinken und den Wein, dazu noch 500 Forint, und ich komme bei euch vorbei und bringe deine Tochter wieder in Stimmung. Wie alt ist deine Tochter, Opa?“

„Achtundfünfzig.“

„Sehr gut. Ich bringe sie wieder in Stimmung. Das verspreche ich dir. Lebenslust braucht sie. Jawohl!“

Ich ging wieder hinaus. Ich guckte auf meine Armbanduhr. Bald ist es soweit, daß ich aus diesem Inferno rauskomme. Da hinkte mir jemand nach.

„Traurig, traurig.“

Ich blieb stehen.

„Haben Sie eine Uhr?“ fragte er verlegen.

„Ja, bestimmt habe ich eine.“

„Ich habe auch eine. Sehen Sie hier. Seit gestern geht sie aber nicht mehr. Traurig. Wissen Sie, ich hörte ein Radiogespräch. Da sagte man, daß die Schweizer die besten Uhren machen. Sogar mit neun Steinen. Ich nahm mein Messer, machte die Uhr auf und steckte kleine Steinchen in die Uhr. Hören Sie, wenn ich die Uhr schüttle, hört man die Steine.“

Mein Gott! War ich froh, als ich wieder in meinem Bus saß! Ich wollte unterwegs nicht aussteigen, auch nicht umsteigen, nur endlich nach Hause.

Fast glaubte ich, das Buch, das mir wiederholt in den Sinn gekommen war, sei auf rätselhafte Weise verloren gegangen, als ich es vor etlichen Tagen in einer Kiste, die seit unsrem letzten Umzug unbeachtet auf dem Boden stand, zwischen alten Zeitschriften entdeckte. Ich strich über seinen stumpf gewordenen, an den Kanten abgewetzten Einband, ehe ich es öffnete. Auf der Innenseite las ich in kindlicher Sütterlinschrift den vertrauten, bereits ein wenig vergilbten Namen des ersten Besitzers. Wahrscheinlich bin ich ihm nie begegnet, wenngleich es sich nicht völlig ausschließen lässt. Er könnte der Soldat gewesen sein, der an jenem sonnigen Frühlingstag, als die Akazien blühten, den Judenzug bewachte und mich, als ich zu Armin treten wollte, heftig zurückstieß, dass ich stürzte. Denkbar wäre ebenso, dass er zu den erschöpften Gefangenen gehörte, die, als ich im trüben, schon empfindlich kühlen Herbst am Straßenrand stand, von Rotarmisten ostwärts getrieben wurden. Die Möglichkeit dünkt mich allerdings beim einen so winzig wie beim andren. Hingegen vermute ich, dass wir beide das Buch gelesen haben. Wenn es zuträfe, hätten wir dieselben Seiten berührt, wären vielleicht an den gleichen Stellen traurig oder glücklich, bedrückt oder zuversichtlich, erregt oder entspannt gewesen. Sollte ich mich irren, gäbe es, ohne dass wir je zusammengetroffen sind, dennoch etwas, das uns verbindet, da seine Mutter, wie ich weiß, auch mich gemocht hat.

Sie wohnte in der Stadt am Fluß, wo ich mir lange mit meinen Eltern und Großmutter ein möbelloses Zimmer teilen mußte, im Geschoss unter uns. Auf dem glänzenden Messingschild, das ihre abgenutzte Tür zierte, konnte ich, weil die Buchstaben stark verschnörkelt waren, nur mühsam entziffern, dass sie Fischer hieß. Es kann sein, dass ich ihr gleichgültig geblieben wäre wie den übrigen Mietern, die manchmal nur unwillig meinen Gruß erwiderten, wenn mir die Umstände nicht den Weg zu ihr geebnet hätten.

Mir war gleich aufgefallen, dass sie ihr linkes Bein bei jedem Schritt schwerfällig nachzog. Sobald dann geheizt werden musste, bemerkte ich, dass sie immer bloß einen Kohleeimer über die Treppe tragen konnte und den zweiten zunächst neben dem Keller abstellte. Als ich ihn eines Tages, gerade aus der Schule gekommen, wieder dort stehen sah, nahm ich ihn mit hoch. Ich hatte ihn kaum abgesetzt und befand mich erst auf den untersten Stufen der nächsten Treppe, da trat Frau Fischer heraus. Sie erfasste rasch, was geschehen war und rief: „Warte!“

Ich blieb stehen, ließ das Geländer los und drehte mich um. „Komm’ rein“, bat sie, lächelte einladend und gab den Weg durch die Tür frei.

Sie führte mich ins Zimmer und bot mir Platz an einem runden Tisch an, auf dem eine weißgelb karierte

Decke lag. Aus einer Anrichte, die mir so schön erschien wie unsre Möbel, die wir an dem Tag, als der Gendarm gekommen war, im lindgrünen Haus zurücklassen mussten, langte sie einen Teller mit braunem Gebäck, stellte ihn vor mich und setzte sich mir gegenüber. „Koste mal“, ermunterte sie mich. „Es sind selbst gebackene Pfefferkuchen.“

Ich war derart überrascht von ihrem Angebot, dass ich, obwohl ich

sie erfasste, dass ich mich über ihr langes Schweigen wundern musste, fuhr sie fort: „Das ist Artur, mein Sohn. Er schickte mir von dort, wo du herkommst, seinen letzten Brief. Seitdem gibt’s kein Lebenszeichen mehr von ihm.“

Ich glaube nicht, dass mir damals bereits in den Sinn kam, er wäre mir vielleicht als Wachsoldat oder Gefangener begegnet. Beeinflusst durch das, was ich erlebt oder gehört hatte, dachte ich eher, dass er bei den

Stefan Raile Das Buch

wie meist Hunger verspürte, gar nichts zu nehmen wagte. Erst als sie mich nochmals aufforderte, griff ich zögernd zu.

Sie beobachtete mich eine Weile beim Essen, ehe sie fragte, wie ich heiße.

„Jani“, erwiderte ich.

„Klingt fremdartig“, meinte sie.

„Ist’s auch“, bestätigte ich.

„Polnisch?“

„Nein.“

„Tschechisch?“

„Auch nicht.“

„Sondern?“

„Ungarisch.“

Ich sah, dass ihre Miene noch aufmerksamer als bisher wurde. „Ungarisch“, wiederholte sie dann leise und wandte ihren Blick zu einem Bild, das über dem Radio an der tapezierten Wand hing. Es zeigte einen jungen Mann, der eine Wehrmachtsuniform trug und Frau Fischer ähnelte. Er hatte wie sie dichtes, mittelblondes Haar, eine lange, schmale Nase und helle Augen, die etwas schräg standen. Sie blinzelte ein paar Mal, wie wenn sie geblendet würde, obwohl kein Sonnenstrahl in den Raum fiel. Erst als

erbitterten Kämpfen an der Donau, denen Vater mit Mühe und Not entgangen war, gefallen sein könnte. Aber ich sagte es nicht.

Frau Fischer nötigte mich, weiter von ihren Pfefferkuchen zu essen. Sie wartete geduldig, bis ich keinen Appetit mehr verspürte. Erst dann bat sie: „Erzähl’ ein bisschen, wie’s dort aussieht, wo Artur zuletzt gewesen ist.“

Nach kurzem Überlegen begann ich, das Leben im Dorf am Rande der Puszta zu schildern. Ich beschrieb die breiten, baumbestandenen Straßen und die farbig gestrichenen, teilweise noch rohrgedeckten Häuser, die Türkenhügel und die Hutweide, das Pappelwäldchen und die Froschtümpel, die Maisernte und die Weinlese, die glutheißen Sommer und die bitterkalten Winter, erwähnte unsren Maulbeerbaum und den Ziehbrunnen, Vaters Werkstatt und die Sommerküche mit dem Backofen, das Schweineschlachten und die Weihnachtsbäume, sprach von Pipa-Lisi und dem alten Klock, von Edit und meinen Freunden Jakob, Feri und Christian, von Kesselflickern, Lumpensamm-

lern und Scherenschleifern, von unsrem Hund Betyár und der Katze Schneewittchen, von unsrer Kuh Rosi und meinen Seidenraupen.

Zwischendurch bemerkte ich, dass sich Frau Fischer ihre Haare hinter die Ohren strich, als fürchtete sie, nicht alles zu verstehen. Sobald ich schwieg, blieb auch sie eine Weile stumm. „Muss schön sein dort“, sagte sie schließlich. „Schade, dass Artur es nicht in einer bess’ren Zeit erleben durfte.“

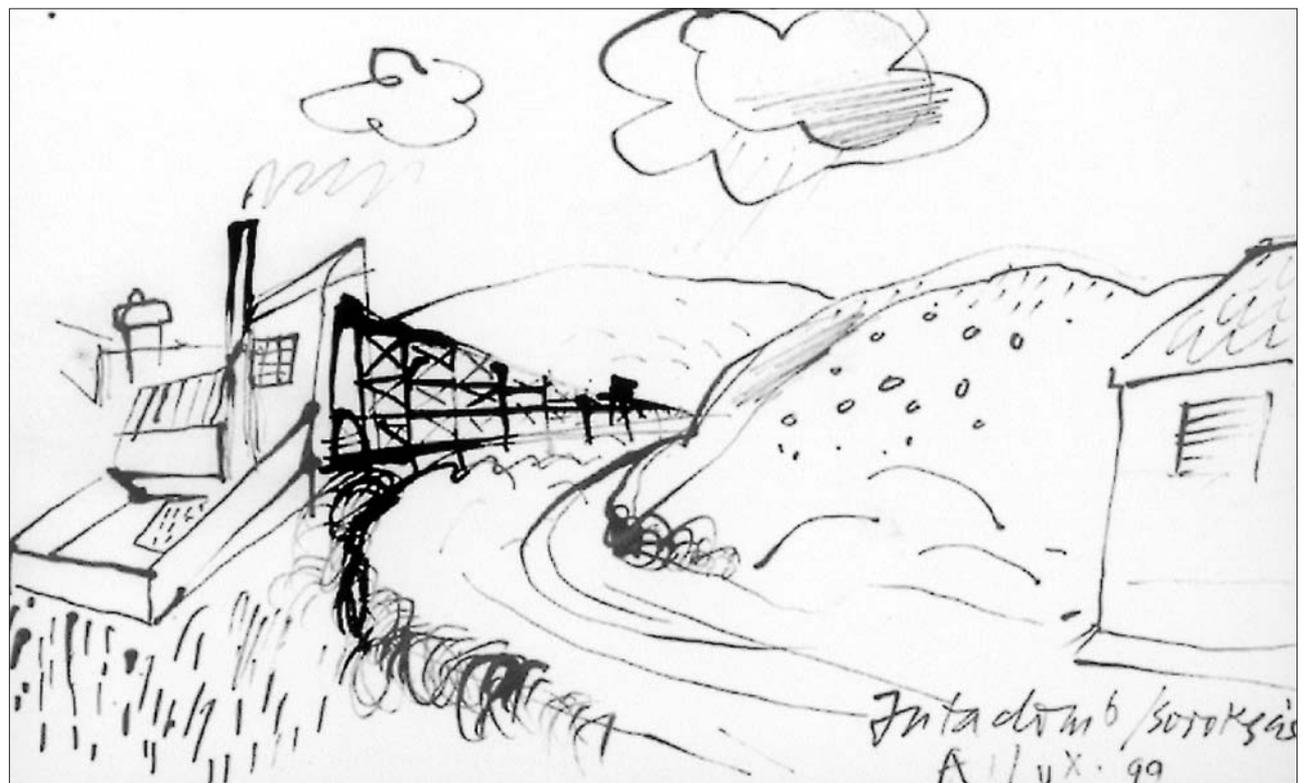
Sie blickte wieder zum Foto über dem Radio, und ich erkannte, dass sie stärker als vorhin blinzelte. Später erhob sie sich schwerfällig und führte mich zu einem Bord, auf dem mehr als drei Dutzend Bücher standen. „Die gehören Artur“, meinte sie, während ihre Finger über die bündigen Rücken strichen. „Er hat alle gelesen. Manche sogar zwei- oder dreimal. Ich bin sicher, er hätte nichts dagegen, wenn ich dir ein Buch gebe. Such’ dir also aus, welches du möchtest.“

Ich sah unschlüssig die Reihe entlang, zog schließlich wahllos ein Buch hervor und sagte, ohne es zu betrachten: „Das hätt’ ich gern.“

„In Ordnung“, stimmte sie zu und packte mir, bevor ich ging, noch etliche Pfefferkuchen ein.

*

Während ich auf dem Boden, ohne die Kühle zu spüren, Seite für Seite umblätterte, erinnerte ich mich, dass ich fortan Frau Fischer regelmäßig die Kohlen hochtrug. Sie gab mir dafür in gewissen Abständen weitere Bücher, die auch ich alle las. Am liebsten aber blieb mir der schmale Band, den ich unerwartet in meinen Händen hielt. Vielleicht, denke ich heute, liegt es daran, dass ich bei ihm erstmals fühlte, mit Artur, dem ich wahrscheinlich nie begegnet bin, auf geheimnisvolle Art verbunden zu sein.



Antal Lux: Der Jutaberg in Schorokschar. Zeichnung

Stuttgarter Ausstellung in Ofen

Aus der Hauptstadt des Bundeslandes Baden-Württemberg kam jene Gemeinschaftsausstellung bildender Künstler in die ungarische Metropole, die im Monat Mai im Erdgeschoß des Hauses Karinty-Frigyes-Str. 22 im XI. Bezirk zu besichtigen war. Im nach dem großen Humoristen benannten stimmungsvollen Salon mit Cafeteria stellten sich sieben Mitglieder der Künstlergilde Bad Cannstatt, Maler, Graphiker und Bildhauer, dem Budapester Publikum vor.

Abgesehen von ein-zwei Künstlern, die zwecks Dokumentierung ihrer Arbeit auch einen Katalog oder Leporello zur Einsichtnahme an Ort und Stelle ausliegen hatten, wurde dem Laienbesucher und dem Insiderinteressenten außer der Angabe der Namen der Künstler und den Titeln der Werke aber auch rein gar nichts Informatives geboten, sogar Entstehungsdatum der Werke und angewandte Technik fehlten.

So ist dann diese Ausstellungschronik auch ziemlich unproportional, schließlich kann ja nur mit etwas Detaillierterem aufgewartet werden, wenn dem Chronisten auch entsprechende Angaben dazu vorliegen. Denn um wieviel verständlicher wird auf den Spuren eines ausführlicheren Lebens- und Schaffenswegs beispielsweise die ganz spezielle Themenwahl, ein Stilwandel oder angewandte Tech-

nik und Grundmaterial des jeweiligen Künstlers! Studienreisen ins Ausland und Aufenthaltsorte im Inland, Meisterkurse und Stipendien können fallweise nicht nur das Agio des Lebenswerkes erhöhen, sondern auch in Werkstattgeheimnisse einweihen... Einzel- und Kollektivausstellungen können über die thematische Orientierung hinaus auch Anhaltspunkte bezüglich geographischem oder geschichtlichem Interesse geben, von Erfolgen, Auszeichnungen im In- und Ausland gar nicht zu sprechen! Allerdings nur, wenn außer dem Werk auch all dies Genannte dem Ausstellungspublikum zugänglich gemacht wird!

Wie man den beigelegten Alben entnehmen konnte, ist die Bildhauerin Ursula Stock, eine gebürtige Stuttgarterin, wohl die markanteste Persönlichkeit, die die Kunsthochschule in Hamburg besuchte und dann dort sowie in München Gesellschafts- und Geisteswissenschaften studierte. Sie arbeitet im großen wie im kleinen mit Bronze und Eisen, die Skala reicht von Kleinplastiken als Dekoration für Innenräume bis zu Statuen monumentalen Eindrucks und Maßes für öffentliche Plätze. Obwohl sie eine starke Neigung zur Stilisierung hat, trennt sie sich nie ganz vom Natürlichkeitsprinzip, ob es sich nun um eine einfache Frauengestalt, eine mythologische Figur oder eine Tier-

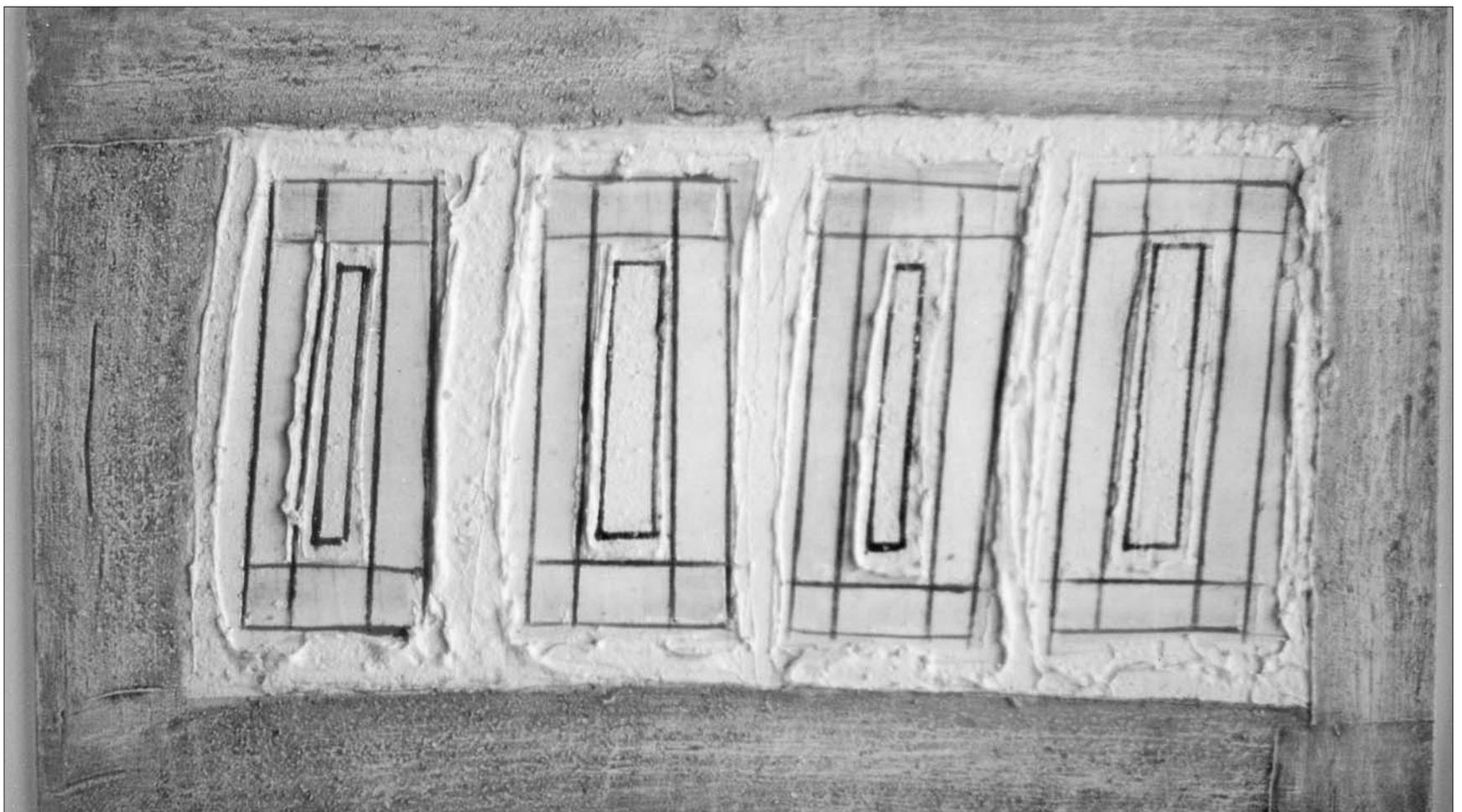
figur handelt. Der von ihr geschaffene massive Torso auf der Ausstellung entfaltet sich aus einer miederähnlichen Schale, naher Verwandter ist die Venus mit hohlem Inneren und einem Helm auf dem Kopf. In Struktur und Material ist die Serie Cavallino I-III auch eine Dreivariation auf starr blickende Turnierpferdeköpfe.

Obwohl Frank Metzger in der Namensliste der ausstellenden Künstler als Holzschnitzer apostrophiert wurde, wählte er für die ungarische Präsentation großformatige, vielfältige Graphikblätter aus. Seinen in Orange-, Blau- und Grünakkorden gehaltenen Abzügen gab er auf alle Fälle solch dichterische Bezeichnungen wie Farbwelle gegen Grau, Schrille und stille Konturen und Schöne blaue Donau. Monika Ostberg meldete sich unter dem Sammeltitle Formen-Spiele mit ihrem durch breite und flache Pinselstriche in farbiger Mischtechnik gemalten abstrakten Zyklus. Die titellose Kollektion von Frederik D. Bunsen ist im wesentlichen eine ähnliche Gestenmalerei mit Gerinnen und Geklecksen, doch seine in einen streng geometrischen Rahmen eingefassten Farbflecke erscheinen auch auf vielfältiger Graphik, als Doppelkontrast. Heike Brink ist eigentlich als Österreicherin zu bezeichnen, wurde sie doch in Graz geboren, doch sie stu-

dierte auch in Madrid, und auf der internationalen Liste der Werkstätten sind auch Melbourne, Tokio oder Lissabon aufgeführt. Ihrem mehrjährigen Japanaufenthalt ist offensichtlich die kalligraphische Tuschpinselführung zu verdanken, auch ihre Leinwandkompositionen sind fernöstlich elegant, teilweise des Schwarz-Weiß-Kontrastes oder Natur-Ergänzungen wegen, andererseits durch das auf die Oberfläche applizierte, durchsichtige Reispapier- oder Kunststoffnetz. Ihre Kompositionen trugen auch Titel und Datum...

Japanisch lernte auch Petra Friedrich, die gegenwärtig Dozentin an der Kunstschule in Filderstadt ist. In Kenntnis dessen waren auch ihre ahnungsvollen Sonnenuntergänge und mondbeschienenen Bambusbüsche nachzuvollziehen – die im ersten Moment ebenfalls wie vergrößerte Fotos wirken –, doch auch ihre fein stilisierten Schwarzwald-Panoramas. Die quadratischen Leinwände von Margitta Sieber schließlich (sie malt mit Öl) muten wie Luftaufnahmen aus der Vogelperspektive an, einerseits über architektonische Strukturen (Bauidee, Kunstbau, Turmkrone), andererseits über von Menschenkraft unberührte Naturlandschaften, paradiesisch-ideologische Zustände, wie beispielsweise Inseltraum I-II.

István Wagner



Eine Präsentation des Lebenswerks von Josef Bartl soll als Gemeinschaftsprojekt der Donauschwäbischen Kulturstiftung des Landes Baden-Württemberg, der Landeselbstverwaltung der Ungarndeutschen und des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler (VUdAK) entstehen. Das Buch soll 2001 in deutscher Sprache herauskommen.

Malerei, über die Geometrie hinaus...

Die Ausstellung von Ákos Matzon in Berlin

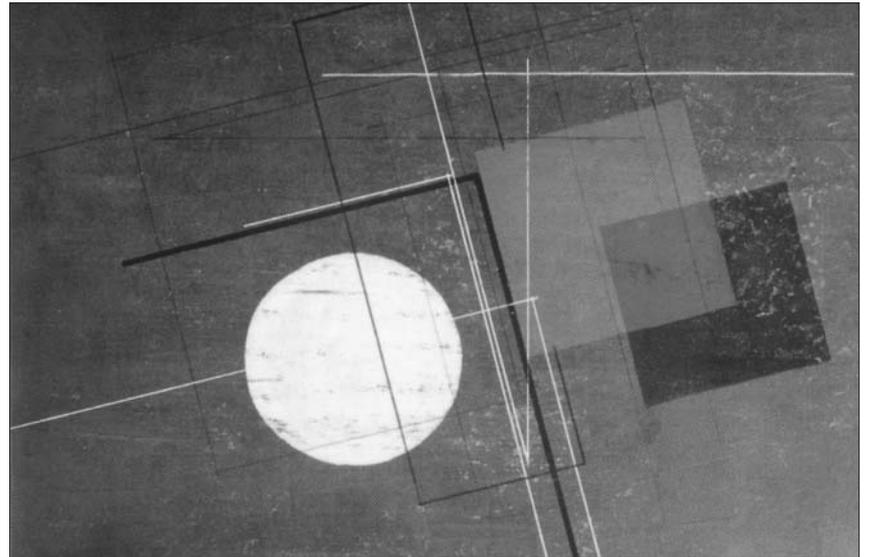


Seine Ahnen wanderten – vor mehreren Generationen – aus dem Saarland nach Ungarn aus, wo sich die germanische und die französische, die luxemburgische sowie die belgische, flämische und holländische Kultur trafen. Möglicherweise rührt daher sein Europäertum und seine Aufgeschlossenheit für alles Neue. Obwohl sein Vater Bildhauer war, wählte Ákos Matzon (Foto) doch nicht die künstlerische Laufbahn, sondern die rationelle und praktische Architektur, in diesem Beruf arbeitete er ganz bis zur Mitte der 80er Jahre. Um so frappanter mutet an, mit welcher elementarer Kraft in ihm der Wunsch des Selbstausdrucks in der Malerei hervorbrach...

Wer schon mal in seinem Schaumarer Atelier war (richtiger gesagt: in seinem Haus, wo vom Wohnzimmer bis zur Garage alle freien Stellen an den Wänden mit seinen Bildern bedeckt sind), der ist einfach verblüfft von der Masse der Werke, die er in nur anderthalb Jahrzehnten schuf! Darüber hinaus ist es für den aufmerksamen Betrachter noch ein Sondererlebnis, wieviele geistreiche Ideen ihm sowohl bei der Themenwahl als auch der Titelgebung, der darstellerischen Ausführung und der Eleganz der Linienführung kamen. Hier ist keinesfalls verfehlt, von

Thematik zu sprechen, denn die augenscheinliche Präzision des Ingenieurs, der architektonische Entwurf, die geometrische Abstraktion sind für ihn nur Ausgangspunkt beim Schaffen nicht nur einer Ebene, sondern der dritten Dimension, seiner auch den Raum stürmenden Kompositionen. Diese seine abstrakten Bilder brechen nicht mit dem wirklichen Leben, der Realität. Gerade umgekehrt: sie erlauben dem Betrachter, seiner Phantasie freien Lauf zu lassen und das zu spüren – ganz entsprechend seiner momentanen Stimmung, seinem seelischen Zustand –, was er spüren will.

Mir zum Beispiel fiel beim Betrachten seines Triptychons, das den großen Saal der Schaumarer Selbstverwaltung schmückt, das Donau-Quellengebiet ein – der Schwarzwald, die Heimat meiner Vorfahren –, wo mutige Flößer auf wilden Gewässern Baumstämme aus dem Hochwald in die Ebene beförderten. Und siehe, da ist auch schon das Diptychon der Hafenstadt Ulm, von wo aus jahrzehnte-, jahrhundertlang Generationen von Deutschen an Bord der Schiffe, der sog. Ulmer Schachteln gingen, um am unteren Abschnitt des riesigen europäischen Flusses für sich und ihre Familien ein besseres Auskommen zu suchen und zu finden. Freilich, anderen kann dasselbe auch etwas ganz anderes bedeuten, denn die sich auf weißem kariertem Papier häufenden weißen Holzscheite könnten auch

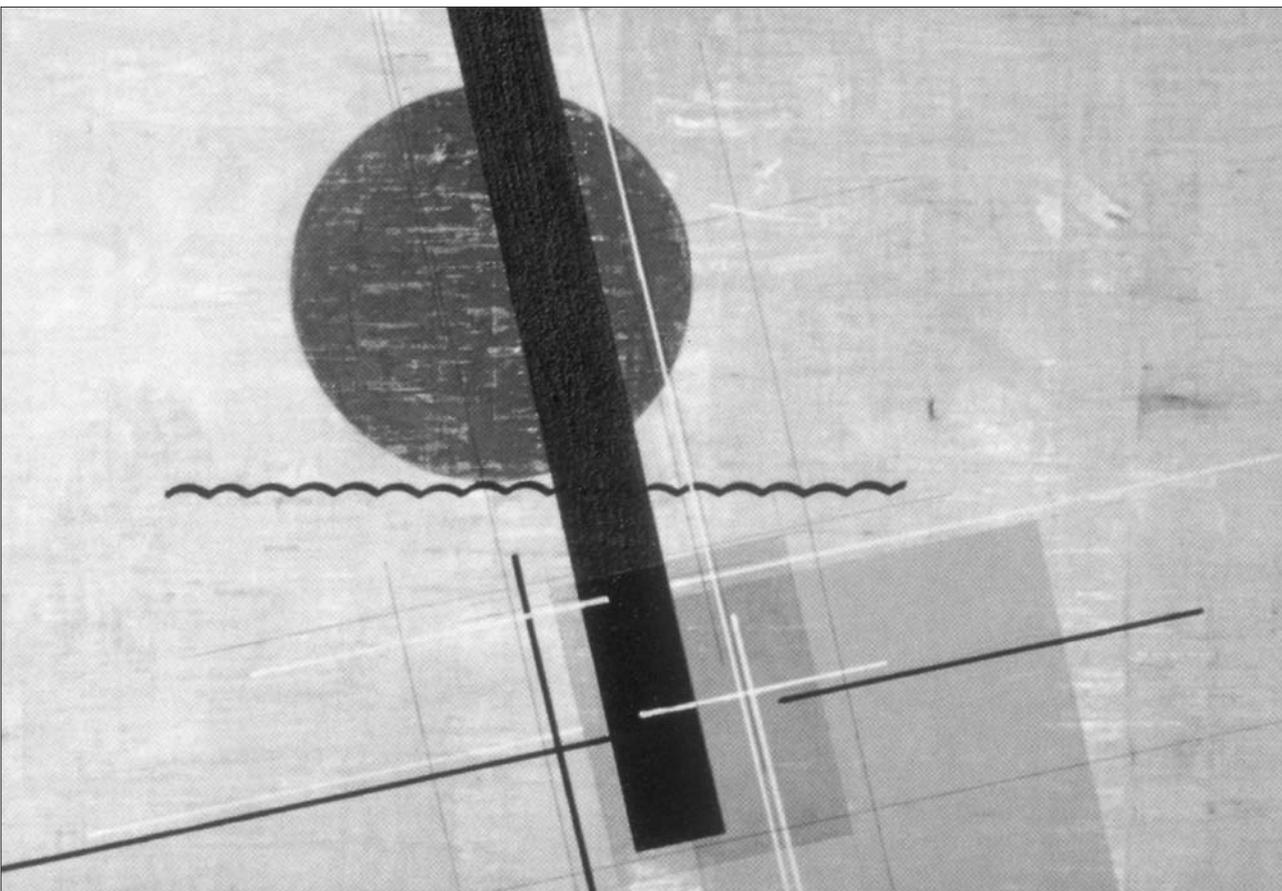


Ákos Matzon: Ulm II, 1998

die sich im schwäbisch bewohnten Schaumar aneinanderschmiegenden Häuschen am Hügelhang aus der Vogelperspektive sein. Der weißgestreifte Untergrund, die staubgraue Sonnenscheibe und das chromgelbe Viereck bei Ulm I. könnte auch ein Wintermorgen am Ufer sein, eine Art „Stadt im Nebel“, und das mediterrane Blau, der weiße Kreis und das orangene Viereck von Ulm II. der weiche Schoß von Mutter Natur persönlich...

Ákos Matzon kann sich, wenn er will, auch aus der ganz alltäglichen prosaischen Realität in dichterische Gefilde schwingen. Beispielsweise komponierte er in seinem Zyklus „Gedanken im Telefonbucharchiv“ in

schon fast abstrahierten Rhythmen aus benutzten Telefonbüchern seine variable Bücherregalreihe. Ein andermal versucht er das Unmögliche, indem er die auf dem Ensemble von Bewegung und Klang fundierte Eurythmie in die stumme, bewegungslose Sprache der bildenden Kunst überträgt. („Eurythmie“ ist übrigens auch der Titel der Matzon-Ausstellung in Berlin.) Und er geht noch weiter, wenn er in Verehrung des Goliats der Musikliteratur, Bachs, ihm seine auf die schneeweißen Orgeltasten assoziierende Holzfüge widmet, es ist aber auch eine Hommage an den die norwegischen Fjorde so liebenden Grieg und an den modernen Komponisten unserer Zeit John Cage. Neben den reliefartigen Formen und deren Schatten – die sich tages- und jahreszeitenweise verändern – reizen seine kreative Phantasie, seine Experimentierlust auch die feinen Linien-Netze der Ebene, ob nun mit Acrylfarbe auf geschichteter Holzfasertafel, ob mit Tusche auf Papier, und farblich genauso wie puritanisch schwarz-weiß, in frappanten Kontrasten. Auf der Retrospektiv-Ausstellung von Ákos Matzon im Collegium Hungaricum in Berlin vom 29. November bis 3. Januar sind die sich in der Ebene auflösenden Blätter in ihrer Unter- und Übereinanderkonzentration seiner Apokryth-Serie genauso präsent wie Vierergespann, die Variation auf gleiches Thema, des weiteren seine Serie Pyramide, das Dekorative des die antike Welt heraufbeschwörenden Meanderes-Zyklus', genauso wie das Triptychon Checkpoint Charlie, des nun bereits zum Symbol gewordenen Grenzübergangs der jahrzehntelang zweigeteilten Metropole: Es besteht aus einem längeren Bild in Terrakotta-Grundton und zwei kleineren, unter denen sich auf dem einen das Schwarz, auf dem anderen das Weiß aus dem gegensätzlichen Grund hervorhebt, als markanter Schlußakkord.



Ákos Matzon: Ulm I, 1996

István Wagner

Ingmar Brantsch wurde 60

Ingmar Brantsch, seit Jahren geschätzter Mitarbeiter der Neuen Zeitung und Spezialist für ost- und südostdeutsche Literatur, wurde am 30. Oktober 60 Jahre alt. Brantsch, der jetzt in Köln als Studienrat lebt, wurde 1940 in Kronstadt/Siebenbürgen geboren.

Es gibt nur wenige Spezialisten, die sich auf dem Gebiet der ost- und südostdeutschen Literatur so gut auskennen wie Ingmar Brantsch. Er versteht es nicht nur, in Deutschland völlig unbekannt deutsche Autoren und ihr in vielen Fällen nicht einfa-

ches Schicksal in den vergangenen Jahrzehnten darzustellen, Brantsch vermittelt auch die Kenntnisse und Hintergründe darüber. Er erschließt einem weitgehend unkundigen Leserkreis eine Schaffenswelt deutscher Autoren in den ost- und südosteuropäischen Nachbarstaaten, die bisher vom Laien kaum zur Kenntnis genommen wurden. Auch über ungarndeutsche Autoren und die ungarndeutsche Literatur verfaßte Brantsch zahlreiche Beiträge und vermittelte Lesungen ungarndeutscher Autoren in Deutschland.

Ein Instrument braucht Resonanzboden

(Fortsetzung von Seite 1)

Valentin vermißt den Dialekt, will ansonsten die Probleme in Ungarn und Mitteleuropa aufgreifen. Robert Becker meint, so wie ein Instrument Resonanzboden braucht, braucht auch die Literatur Resonanz. Daher die Rundfunkreihe „Resonanz“, in der die ungarndeutsche Literatur und ihre Gestalter dem Publikum näher gebracht werden sollen.

Eine gute Resonanz hatte jedenfalls die Präsentation ungarndeutscher Literatur und Kunst im Willander Kulturhaus, wo auch der örtliche Frauenchor (unten) und die Nachtigallen (oben) mitwirkten. Ein rundum gelungenes Programm, zu dem sogar auch die Enkelkinder von Engelbert Rittinger aus Raizpetr gekommen waren. Vielleicht wachsen da auch literarische Ambitionen.

Johann Schuth



Zwei Ehepaare in der galerie contact Künstlerfreundschaft ohne Grenzen

Liebe und Freundschaft kennen keine Grenzen. Ein ungarisches und ein deutsches Künstlerehepaar demonstrieren dies in einer bis zum 23. Juli dauernden Ausstellung in der städtischen galerie contact in Böblingen, die trotz aller Verschiedenheit der vier Künstlerpersönlichkeiten einen sehr harmonischen und geschlossenen Eindruck hinterläßt.

Kennengelernt haben sich das ungarische Ehepaar Margit Czakó und László Hajdú und das deutsche Ehepaar Linda und Gérard Krimmel 1992, als der Kunstverein Böblingen in der nahe Budapest gelegenen Stadt Szentendre ausstellte. Vertieft wurde diese Beziehung beim Gegenbesuch der ungarischen Künstler in Böblingen und bei weiteren privaten Begegnungen der beiden Künstlerpaare in Ungarn und in Deutschland.

In der „Begegnungen“ betitelten Ausstellung in der galerie contact haben vier sich ganz verschiedener Techniken bedienende Künstler, einander dennoch wesensverwandt in der Haltung, zur Vielfalt in der Einheit zusammengefunden. Der künstlerischen Mittel herkömmlicher Malerei bedienen sich die beiden Männer. Auf großformatigen Bildern, vorwiegend in einem dominierenden Farbton gehalten, versucht Gérard Krimmel, Weltwirklichkeit einzufangen. Durch Aufhellungen, Schattierungen,

sparsam eingestreute andere Farbtöne gewinnt das Bild Tiefe und Weite und weist durch kürzelartige, immer wieder auftauchende skulpturale Elemente zurück in die Vergangenheit und gewinnt so eine historische Dimension. Mit geometrischer Strenge baut László Hajdú seine in mehrere Teile untergliederten Arbeiten auf und bricht dabei gelegentlich aus dem Korsett der üblichen Normalmaße aus. Wenige Grundfarben bestimmen die einzelnen Teilelemente, innerhalb derer er reiches malerisches Leben entfaltet. Ganz verschiedene Wege gehen die beiden Damen. Margit Czakó, die zu den bedeutendsten ungarischen Textilkünstlerinnen der Gegenwart gehört, findet in der uralten Technik der Gobelinkunst ganz neue, ganz überzeugende Wege. Ihre Arbeiten sind formal ebenso geglückt, wie sie sich durch eine ausgewogene Farbharmonie in den von der Künstlerin bevorzugten warmen Erdfarben auszeichnen. Linda Krimmel, früher auch ganz groß im Spinnen und Verknüpfen von Fäden, ist inzwischen auf andere Materialien ausgewichen und gestaltet ihre Objekte mit zur neuen Aussage vereinten gefundenen Gegenständen. Ihre mit viel Humor geschaffenen Objekte provozieren häufig ein Lächeln auf den Gesichtern der Betrachter.

Walter Rebmann

Dank für Steuer

Der Vorstand des Verbandes Ungarndeutscher Autoren und Künstler bedankt sich bei all denen, die mit 1% ihrer Einkommenssteuer den VUdAK unterstützt haben. Den Betrag – 8716 Ft – haben wir für das Werkstattgespräch 2000 in Willand/Villány verwendet.

Johann Schuth
1. Vorsitzender

Signale

Neue-Zeitung-Beilage für Literatur und Kunst

Redaktion: **Johann Schuth**

Anschrift: Budapest, Pf. 224, H-1391

Tel./Fax: 302 67 84

E-Mail: neueztg@mail.elender.hu

Verantwortlich für die Herausgabe

Dr. Judit Korda

Generaldirektorin von

Magyar Hivatalos Közlönykiadó GmbH

Satz: Neue-Zeitung-Stiftung

Druckvorlage: COMP-Press Kft.

Druck Magyar Hivatalos Közlönykiadó

Lajosmizsei Nyomda

Verantwortlicher Leiter:

Norbert Burján

*

Die Herausgabe wurde von der Gemeinnützigen Stiftung für die Ungarländischen Nationalen und Ethnischen Minderheiten gefördert.